



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Vorgeschichte

Kossinna, Gustaf

Leipzig, 1921

3. Bronzezeit.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75833](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75833)

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.
Goethe.

3. Bronzezeit.

Hinfälligkeit der früheren Ansichten über asiatischen Ursprung der Erfindung der Bronze; größere Wahrscheinlichkeit ihres westeuropäischen Ursprungs. — Die Formen der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit nicht durch die Kelten geschaffen, noch weniger durch die Phönizier oder Etrusker; auch die Bronzen selbst nicht vom Auslande her eingeführt, sondern einheimisch. — Die germanischen Bronzen in Form und Verzierung die hervorragendsten in ganz Europa. — Geringeren Wert besitzen die Bronzen der Kelten in West- und Süddeutschland nebst Ostfrankreich; ebenso die Bronzen in Großbritannien; ebenso die Bronzen der Illyrier in Westungarn, Nordösterreich und Ostdeutschland, sowie die der Italiker. — Fremdartig steht diesen europäischen Kulturen gegenüber die kretisch-mykenische Kultur. — Überlegenheit germanischen Kunstsinns in der Gestaltung der Waffen, namentlich der Schwerter, und des Goldschmucks des Kriegers, sowie des reichen Bronzeschmucks der Frau. — Die „Luren“ der jüngeren Bronzezeit; Musik und Dichtkunst der Germanen. — Denkmäler der Verehrung des Himmelsgottes, der Sonnen- und Blüthgott zugleich ist. Das reitende Bruderpaar als Sommer- und Wintergott. — Einwirkung der Kelten auf die Germanen in Nordwestdeutschland und umgekehrt, ebenso der Illyrier auf die Germanen in Nordostdeutschland und umgekehrt. — Großartigkeit der germanischen Spiralverzierung, die alteinheimischer Besitz und nicht unter mykenischem Einfluß entstanden ist. — Die germanische Sicherheitsnadel ist eine einheimische Erfindung, älter als die oberitalische und deren Vorbild gewesen. — Ebenso sind die verschiedenen Arten der Griffzungenschwerter einheimisch germanisch, von den Illyriern übernommen, nach Italien gekommen und von hier, wie die Sicherheitsnadeln, nach Mykenä, Kreta und selbst nach Ägypten. — Periodenteilung; absolute Zeitbestimmung.

Alles das Schöne und Große, was die Steinzeit Mitteleuropas geleistet hat, gehört zu Kulturen von Völkern, die wir in frühester geschichtlicher Zeit in Mitteleuropa größtenteils überhaupt nicht mehr antreffen, wie die Mehrzahl der Südindogermanen. Denn am Ende der Steinzeit haben diese nicht nur Mitteleuropa, sondern größtenteils sogar Europa verlassen, um als Arier nach Asien überzutreten, und nur noch der nördlichste Zweig der südindogermani-

schen Thrafer reichte über das östliche Ungarn nahe an Mitteleuropa heran. Aber auch von den Nordindogermanen sind um dieselbe Zeit die Ur-Griechen und die Ur-Italiker aus Mitteleuropa abgewandert. Und in frühgeschichtlicher Zeit, d. h. um Chr. Geb., finden wir dort neben der Hauptmasse der Germanen nur noch Reste der sonst ins Nordbalkangebiet übergetretenen Illyrier, die in Westungarn und Österreich unter dem Namen der Pannonier sich befinden, und ebenso nur noch Reste der zumeist nach Nordfrankreich und England übergesiedelten Kelten in West-, Süddeutschland und der Schweiz. Der Bereich der gleichfalls nordindogermanischen Germanen beschränkte sich in ihrer frühesten Stammesgruppierung ausgangs der Steinzeit auf Südschweden, Dänemark und das nächstliegende Norddeutschland. Daß diese urgermanischen Gebiete in jener frühesten Bildungsperiode dem soeben ausführlich geschilderten Mitteleuropa vollkommen ebenbürtig zur Seite stehen, bedarf keiner besonderen Darstellung oder nur Hervorhebung. Haben wir doch am Schluß des Steinzeit-Kapitels auch Einzelheiten dieses germanischen Gebietes vorgeführt, wie z. B. die in rätselhaft hoch gesteigerter Kunstfertigkeit und gleichwertig feinem Kunstempfinden hergestellten Waffen aus Feuerstein, denen wir nur mit kopfschüttelndem Erstaunen gegenüberstehen können.

Noch viel Erstaunlicheres bietet die germanische Bronzezeit, d. h. die Kultur eines Gebietes, das sich nicht auf Skandinavien und Schleswig-Holstein beschränkt, sondern sich auch über einen breiten Küstenstrich Norddeutschlands erstreckt, zuerst nur zwischen Ems und Oder, später, während der jüngeren Bronzezeit, zwischen Ems und Weichsel. Und dieser Umstand, daß die germanische Leistung während der Bronzezeit so erstaunlich hoch ist oder richtiger nur, daß die Überlieferung des germanischen Eigens gerade dieser Zeit infolge Zusammentreffens verschiedener förderlicher Umstände so viel reicher ist und für uns lernbegierige Nachfahren so viel günstiger sich gestaltet hat, als die der Denkmäler späterer Zeit, macht es erklärlich, daß die Forscher, die außerhalb des Gebietes der germanischen Bronzekultur wohnten, anfangs nicht an den Eigenwuchs dieser germanischen Kultur glaubten.

Die Bronzeerfindung sollte ja überhaupt aus dem Orient stammen: zuerst riet man natürlich auf Indien; als man dort aber vergebens nach nennenswerten Zeugnissen einer Bronzekultur suchte und in der Hauptsache nur Kupfergeräte fand, ging die Vermutung auf Mesopotamien. Doch auch hier sind bisher keine besonderen Erfolge für die Allbabylonisten zu verzeichnen gewesen. Der gesamten vorderasiatischen Bronzekultur mangelt die reiche Entfaltung wie sie die europäische, namentlich in Italien und im germanischen Norden, aufweist; statt dessen zeigt sie eine merkwürdige Unfähigkeit zur Weiterentwicklung ihrer Formen. Und die Anfänge dieser orientalischen Bronzezeit lassen sich selbst für Ägypten, wo jetzt eine genaue absolute Zeitbestimmung, d. h. eine Zählung nach Jahrhunderten, bis ins 4. Jahrtausend

vor Chr. mit Sicherheit festgelegt werden konnte, nicht weiter als bis ins 19. Jahrhundert zurück verfolgen, also nicht in so frühe Zeit setzen, wie die Anfänge der europäischen Bronzezeit. Zudem verbietet schon der in allem und jedem abweichende Charakter der ägyptischen, wie der vorderasiatischen Formen der Bronzezeit gegenüber der europäischen Bronzekultur an sich hier die Annahme eines orientalischen Einflusses auf Europa.

Wichtiger noch als die Frage der Bronzeerfindung war die Frage, auf welchem Wege die Kenntnis dieser Erfindung in den Norden gekommen sei, und ob die nordischen Bronzen selbst einheimisch oder eingeführt wären. Als der Rektor Danneil in Salzwedel auf Grund seiner Ausgrabungsergebnisse und ebenso der Museumskonservator Chr. J. Thomsen in Kopenhagen auf Grund der dänischen mehr aus Zufallsfunden zusammengesetzten vorgeschichtlichen Sammlung, also jeder in selbständiger Weise, das sog. Dreiperiodensystem entdeckt hatten, d. h. die zeitliche Folge eines Steinzeitalters, Bronzezeitalters und Eisenzeitalters, und diese Lehre zufällig zu gleicher Zeit, im Jahre 1836, veröffentlichten, da hatte man im Norden und in Norddeutschland die Meinung, die in Südeuropa entstandene und dort zu Homers Zeiten herrschende Bronzekultur sei später, aber noch vor Cäsar, zu den Kelten nach West- und Mitteleuropa vorgeedrungen und schließlich in frühgeschichtlicher Zeit, etwa um Chr. Geb., zu den Germanen gekommen, wo sie bodenständig geworden sei, nachdem inzwischen in Südeuropa die Bronzekultur längst durch eine Eisenkultur verdrängt worden war. Wenn diese Anschauung auch noch sehr weit entfernt war von einer richtigen Einschätzung der europäischen Kulturverhältnisse zur Bronzezeit, so war sie doch für ihre Zeit gewiß erstaunlich vernünftig. Da sie aber für den germanischen Norden eine gewisse Selbständigkeit frühgeschichtlicher Kulturschöpfung behauptete, konnte sie in Deutschland nicht durchdringen gegenüber jenen damals aufkommenden Neigungen der Wissenschaft, in phantastischer Weise eine ins maßlose gesteigerte Kulturhöhe der Kelten, gewissermaßen eine keltische Weltherrschaft anzunehmen. Die „Keltomanen“ schrieben die Herstellung der schönen Bronzen in ganz Europa ausschließlich den Kelten zu und ließen diese nach ihrer Ansicht das klassische Griechentum an Höhe womöglich noch überragende keltische Bronzekultur in Mitteleuropa durch den Einbruch der noch in steinzeitlicher Roheit zurückgebliebenen Germanenhorden vernichtet werden. Jahrzehntelang konnte damals in großen Teilen Deutschlands kein Stückchen Bronze aus alten Gräbern gehoben werden, ohne Jammer und Verwünschung über die barbarische Vernichtung einer uralten Kultur durch dieselben Germanen, deren angeblicher Zerstörungslust ja schon eine andere angebliche Kulturzerstörung, der Untergang der römischen Bildung, auf die Rechnung geschrieben wurde. Dem nationalen Gewissen wurde somit eine neue schwere Last in leichtfertigster Weise aufgewälzt. Die Sorge, ob dies wissenschaftlich zu verantworten sei, beunruhigte die Keltomanen wenig, entsprach ihr Treiben

doch so recht dem deutschen Hange zur Selbstanlage. Und selbst ein in manchen Dingen auch auf dem Gebiete der Vorgeschichte trefflicher skandinavischer Forscher, der schwedische Zoologe Sven Nilsson, verfiel der Keltomanen-Seuche; auch er ließ in der ersten Auflage seines Buches über „Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens“ während der Bronzezeit Skandinavien von Kelten bevölkert sein (1843). Bezeichnend für das allgemein herrschende wissenschaftliche Vorurteil der ersten Hälfte und der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind die Worte des Wiener Historikers Mathias Koch: Für deutsche Länder kann als Regel gelten, daß die in Gräbern gefundenen Anticaglien von Bronze und Gold, wenn sie nicht römisch sind, notwendigerweise keltisch sein müssen, weil es der Kulturgeschichte widerstrebt, sie den Germanen anzueignen. . . . Gräber, deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders gedeutet werden können (1856).

Wie jede Seuche, so erlebte auch die Keltomanie in Deutschland ihren Höhepunkt und dann ihren raschen Verfall, freilich nur um von einer anderen Seuche abgelöst zu werden. Diese neue Krankheitserscheinung, die uns heute noch weit unbegreiflicher und widerwärtiger erscheint als die Keltomanie, war die Phönizier-Seuche. Wir haben uns mit ihr schon im Steinzeit-Kapitel beschäftigen müssen, als wir die Frage der Erfindung unserer Schrift erörterten (oben S. 17f.). Wir sahen, daß merkwürdige Umstände in der griechischen Kultur- und Ausbreitungsgeschichte den Grund zu der falschen Auffassung der Bedeutung der Phönizier gelegt hatten. Zu den wirklich fieberhaften Phantasien über die Phönizier als Schöpfer der Kultur und Bildung des gesamten Europa schritt man aber erst im 19. Jahrhundert fort, dank der angeblich voraussetzungslosen, tatsächlich jedoch in einen Rattenkönig von Vorurteilen tiefst verwickelten deutschen Wissenschaft, an deren Spitze in dieser Frage der völlige kritiklose Forscher Movers stand. Der Einfluß seines bändereichen Geschichtswerkes über die Phönizier hat noch den ersten Band der berühmten Deutschen Altertumskunde von Karl Müllenhoff in so bedauerlicher Weise tief geschädigt.

Es wurde oben schon bemerkt, daß der phönizische Seehandel erst in die Zeit des 10.—8. Jahrhunderts vor Chr. gehört. Durch Anlage von Kolonien an den Küsten des Mittelmeeres suchten die Phönizier den Seehandel und die Seeherrschaft sich zu sichern; doch geschah das nicht längst in dem Maße, namentlich nicht an den griechischen Küsten, wie es die frühere Geschichtsschreibung (M. Dunder, S. Curtius, J. Burckhardt, H. Kiepert, C. Wachsmuth) annahm, der schon von dem kritischen Alfred v. Gußmuth vorgeworfen wurde, daß sie wahre „phönizische Reunionskammern“ eingerichtet habe.

Es bezeichnet darum den Höhepunkt des phönizischen Fieberanfalls in der neueren Wissenschaft, wenn der Schwede Nilsson, der mittlerweile seine überlebte Annahme keltischer Bronzezeitbevölkerung in Skandinavien

hatte fallen lassen, in der zweiten Auflage seines Werkes über die „Ureinwohner des skandinavischen Nordens“ die ganze Hinterlassenschaft der nordischen Bronzezeit den in Skandinavien tief eingedrungenen Faktoreien der Phönizier zuschrieb. Die Aussicht auf Gewinn aus dem Handel mit Bernstein und Pelzen und aus der reichen Fischereigelegenheit in den nordischen Meeren hätte die Phönizier bewogen, die Handelskolonien, die sie schon längs der westeuropäischen Küste und namentlich in England wegen seines Zinnreichtums angelegt hätten, von dort bis in den Süden und das Innere Skandinaviens vorzuschieben. Dort hätten sie eine noch halb wilde Bevölkerung angetroffen, die auf der Stufe der Steingräber sich befand, während sie selbst auf der Stufe der älteren Bronzezeit gestanden hätten. Alle skandinavische Bildung ruhe auf der Grundlage dieser phönizischen Kultureinfuhr, so der ausgebildete Ackerbau, die Bereitung von Meth und Bier, die entwickeltere Art der Fischerei, die vom Thunfisch des Mittelmeeres auf den Lachs des Nordens übertragen worden sei, so vor allem die größtenteils noch heute im nordischen Volke herrschenden religiösen Vorstellungen, insonderheit auch der Baalsdienst, d. h. die Verehrung des Sonnengottes, dem die Phönizier im südenglischen Zinnland die großartigen Steintempel von Stonehenge und Avebury erbaut hätten und auf den auch die heiligen Zeichen des Orients hinwiesen (Spirale, Palmwedel usw.), die sich auf den Stein-Grabmalern zu New Grange bei Dublin, wie zu Kivik in Schonen befinden, ebenso die heiligen bronzernen Kesselwagen in den Gräbern von Pedatel bei Schwerin und Ystad in Schonen, die den vom Phönizier Hiram für den salomonischen Tempel geschaffenen entsprächen, endlich auch die heiligen Goldschalen des Nordens, die den goldenen Trankopfer-Schalen entsprächen, die Moses (2. Mos. 25, 29) auf Befehl des Jehovah für den Schaubrottisch anfertigen ließ. Daß die schönen älteren Bronzegegenstände und Bronzewaffen des Nordens von den dort angesiedelten Phöniziern geschaffen und nur von ihnen benutzt worden seien, wie sie nur in ihren dortigen Gräbern gefunden würden, zeige schon die Spiralverzierung. Nun fehlt zwar die Spiralverzierung den Semiten des Orients vollständig, man hielt sie aber zu Nilsons Zeiten, wie bis vor nicht zu langer Zeit für eine ägyptische Erfindung, weil sie vereinzelt und dazu in Entartung auch in Ägypten vorkommt und alles Ägyptische nach eingewurzeltem Vorurteile natürlich nur dort entstanden sein konnte. Wir wissen es jetzt besser. Aber Nilson machte es keine Gewissensbisse, wenn er nach der Formel: Ägypten ist Orient, Phönizien ist Orient, also ist Ägypten = Phönizien, die angeblich ägyptische Spirale nun gar auch den Phöniziern zueignete. Eine Bekräftigung seiner Ansicht sah er darin, daß die Griffe der alten nordischen Bronzeschwerter und Bronzedolche auffallend kurz sind, nur 5½ cm lang, was im Verein mit den für den Arm einer erwachsenen nordeuropäischen Frau oft viel zu enge gestalteten Gold- und Bronzearmbändern des Nordens die Gewißheit gäbe, daß Schwerter wie Armschmuck einer fleingewachsenen

orientalischen Bevölkerung angehört haben müßten. Nilsson wußte eben nicht, daß die Schwerter der älteren und mittleren Bronzezeit nur Stichwaffen waren und daß man bei diesen nur mit drei bis vier Fingern den Griff umfaßte, während der Daumen als Stütze der Hand auf den Oberteil der Klinge gestemmt wurde. Für diese Handhaltung haben die Griffe der alten Bronzeschwerter aber gerade die richtige Länge. Hiebschwerter dagegen waren erst die viel längeren und mit völlig veränderter Klingengestalt versehenen Schwerter der jüngeren Bronzezeit, die wegen dieser ihrer Größe, und weil sie der nun längst abgekommenen Spiralverzierung entbehren, von Nilsson als späte schlechte Nachahmung der alten phönizischen Schwerter aus der Hand der einheimischen nordischen Bevölkerung angesehen wurden.

Alles das, was Nilsson als Beweis vorbringt und ebenso, was er beweisen will, ist zwar an sich schon teils sofort, teils sehr bald als hinfällig erkannt worden. Es genügt indes schon die früher gegebene Feststellung, daß die Phönizier niemals an der westeuropäischen Küste gewesen sind, viel weniger in der Nord- oder gar in der Ostsee, um Nilssons Kartenhaus in sich zusammenstürzen zu lassen. Und für die Bronzezeit Europas könnte ja der wirklich festgestellte kurze phönizische Handel schon deswegen nicht die geringste Bedeutung besitzen, weil er einer Zeit angehört, die in Südeuropa bereits Eisenzeit ist und in Nordeuropa das Ende der Bronzezeit bedeutet, wo Eisen auch bereits häufig erscheint. Nilssons Buch fand trotz alledem reichen Beifall, wurde in die drei Welt-Kultursprachen übersetzt und begeisterte den Franzosen Rougemont dazu, in einer Nilssons Phantasien noch weit übertrumpfenden, fabelhaften Kompilation den Kulturträgerberuf der Phönizier auf die Semiten überhaupt auszudehnen (1866). Selbstverständlich hatte man in Deutschland nichts eiligeres zu tun, als auch dieses ausländische Machwerk, das sich „Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident“ (1869) betitelt, einem hochgeehrten deutschen Publico durch Übertragung in das geliebte Deutsch so nahe wie möglich zu bringen.

Indes wie jede Verkehrtheit ihre Zeit hat, so war es auch mit dem Phönizierwahn: heute ist er längst eine wissenschaftlich überwundene Sache; und wenn er trotzdem in Laienkreisen noch weiter gehegt und gepflegt wird, so ist dies nach dem Gesetze der Trägheit nun einmal unvermeidlich. An diesem Urteil ändert auch die Tatsache nichts, daß ein auf dem Gebiete bronzezeitlicher Ausgrabungen in Spanien so epochemachender Forscher, wie der belgische Großindustrielle Siret, gleichzeitig den wunderlichen Laiensport treibt, über angeblich uralte vorgeschichtliche Reiche der Phönizier in Spanien und ihre übermächtigen Kultureinflüsse seit der frühesten Bronzezeit sich eine phantastische Märchenwelt zu ergrübeln, die er in zahlreichen dilettantischen Schriften den kopfschüttelnden Sachleuten mit bedauerlicher Hartnäckigkeit immer wieder auseinandersetzt.

War die Keltomanie in West- und Nordeuropa von dem Phönizierwahn abgelöst worden, so geschah dies in West- und Süddeutschland statt dessen durch den Römer- und Etruskerwahn, also durch eine italienische, eine südeuropäische Krankheit. Diese Krankheitsperiode entfesselte einen wahren Bronzekulturkampf, der sich bei den grimmigsten Stürmern und Drängern schließlich gar gegen die Ansicht vom Bestehen einer reinen Bronzezeit überhaupt, zum mindesten in West-, Mittel- und Nordeuropa, richtete. Ludwig Lindenschmit in Mainz war es, der im Verein mit Chr. Hostmann als der fanatischste Anhänger des Glaubens sich betätigte, alle besseren Bronzewaren der nordischen Bronzezeit wären etruskisches Fabrikat, und seiner kurzsichtigen Hartnäckigkeit ist es zuzuschreiben, wenn jener Kampf vier bis fünf Jahrzehnte lang, man kann sagen bis zum Tode Lindenschmits (1893) anhielt und eines der schwersten Hemmnisse für den raschen Aufschwung der deutschen Vorgeschichtsforschung wurde, die damals gegen die aufs schnellste fortschreitende dänisch-standinavische Forschung so stark ins Hintertreffen geriet, daß erst in unserem Jahrhundert dies Mißverhältnis wieder ausgeglichen ist.

Infolge der beschränkt historisierenden Auffassung, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die deutsche Vorgeschichtsforschung mit Ausnahme des trefflichen Schweriner Begründers der norddeutschen Prähistorie, Friedrich Eich, beherrschte, huldigten Lindenschmit und Hostmann allen Vorurteilen des antiken Südeuropa, insonderheit auch dem, daß die Völker nördlich der Alpen durchweg unkultiviert seien und zwar je weiter nach Norden, desto unkultivierter. Sie dachten sich die Steinzeit in Mittel- und Nordeuropa bis zu Chr. Geb. herabreichen, dann wäre eine Zeit gefolgt, wo die Germanen bar alles eigenen Könnens von den für sie abfallenden Brocken einer rein römischen Kultur gelebt hätten, bis dann endlich in merowingischer Zeit eine früheste allgemein germanische Metallkultur mit ausgeprägtem Stile entstanden sei, hervorgerufen durch die Schulung der Germanen an römischer Technik und römischem Geschmaç. Eine einheimische Bronzezeit der Germanen habe es nicht gegeben, könne es schon deswegen nicht gegeben haben, weil den herrlichen nordischen Bronzen keine gleich hochentwickelten Tongefäße zur Seite gehen, während sonst überall in Zeiten einer Kunstblüte Metalltechnik und Keramik gleich hohe Stufen erklimmen. Alle besseren Bronzegeräte seien vielmehr aus Italien eingeführt worden und in der Zeit vor Chr. als altitalisch-etruskische, in den Jahrhunderten nach Chr. einfach als römische zu bezeichnen. Nur wenn Lindenschmit einmal besonders sänftiglich gestimmt war, machte er wohl das Zugeständnis, die roheren und schlechter geratenen Bronzegegenstände könnten wohl als einheimisch-germanischer Nachguß der eingeführten südeuropäischen Bronzen gelten. Fragte man ihn aber, wie man diese beiden Klassen klar scheiden sollte, so hüllte er sich in ein Schweigen, das nur zu verdächtig war, weil es zeigte, daß er selbst nicht imstande war, die Scheidung vorzunehmen. Und dies kam wieder daher, daß man im vorigen Jahr-

hundert außerhalb des Kulturreichs der germanischen Bronzezeit nur in einigen Gebieten Europas eine reicher entwickelte Bronzezeit kannte, oder besser allmählich kennen lernte, wie in Ungarn, Böhmen, in der Schweiz, während in West- und Süddeutschland diese Kulturperiode damals noch fast unbekannt geblieben war und statt dessen die sog. merowingische Kultur im Vordergrunde der Ausgrabungen und der wissenschaftlichen Teilnahme überhaupt stand. So hat Lindenschmit Zeit seines Lebens eine recht mangelhafte Vertrautheit mit der Bronzezeit im allgemeinen und der germanischen Bronzekultur im besondern besessen. Unverwandt dagegen starnte sein Blick einerseits auf die verhältnismäßig so spärlich auftretenden getriebenen Bronzegefäße der süddeutsch-österreichischen Hallstattkultur, die auch wir noch heute teilweise als etruskische Einfuhr ansehen, andererseits auf die schönen germanischen Silber der Kaiserzeit, die man damals, mit Unrecht zwar, allgemein für römische Arbeiten hielt. Beide Klassen von Gegenständen beweisen natürlich gar nichts für die eigentliche Bronzezeit, der sie nicht angehören.

Zur Erklärung der Tatsache, daß die nordischen Formen der Bronzegeräte eben nur auf den Norden beschränkt, sonst aber in Europa nicht zu finden wären, verfielen Lindenschmit und Hofmann auf den abenteuerlichen Gedanken, daß die römischen Exportfabriken große Sammlungen von Mustern gehabt hätten, die sie für jedes Land je nach seinem Geschmack verschieden ausgestattet hätten. Also ein völlig moderner Betrieb im alten Rom — wahrscheinlich auch schon mit unzähligen Musterreisenden, denn vielfach haben charakteristische Formen ein außerordentlich kleines Herrschaftsgebiet, so daß ihr Gebiet zuweilen nur dem einer preußischen Provinz gleichkommt. Und noch wunderbarer ist wohl, daß selbst diese provinziellen Typen eine Jahrhunderte lange Entwicklung durchmachten, die sich in annähernd denselben Grenzen vollzieht. Sollte eine römische Fabrik ein so zähes Leben geführt oder ihre Muster zu typologischer Fortbildung an eine andere Fabrik vererbt haben, die diese nun wieder für genau dasselbe Absatzgebiet bearbeitete? Die sog. Gießereifunde, die aus Ansammlungen zerbrochener oder mißratener Bronzen bestehen — die ja durch ihren bloßen Metallwert einen Schatz darstellten —, sehr oft aber auch das Handwerkszeug des Gießers mit enthalten, sollten „Sammelerg“ darstellen, das zum Rücktransport nach den italienischen Fabriken durch die fahrenden südlichen Händler abgeholt wurde. Die etruskischen Händler selbst sahen wir in den so prachtvoll ausgestatteten Bestattungen der Baumfarggräber Schleswig-Holsteins und Jütlands, wo ihre Leichen in der nordischen „Wintertracht“ der Etrusker beerdigt seien; und was dieser Tollheiten mehr waren! Wenig liebenswürdig war es, daß man später diese Herren „Etrusker“, die oft übrigens in Gemeinschaft mit ihren Frauen die Nordlandreise ausgeführt haben müssen, als blondhaarige Leute erwies.

Da diese Gedanken und Beweisgründe gegen die germanische Bronzekultur in West- und Süddeutschland Jahrzehnte lang unverändert immer

von neuem erschienen, wurden sie bald zu alten Ladenhütern. Ihre Schöpfer arbeiteten damit so, wie Goethe es einmal darstellt: Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unserige nicht achten. Etwas Neues und, wie er meinte, Erfolgreiches brachte Hofmann in den Streit, indem er die Behauptung aufstellte, die wunderbaren schönen und oft sehr reich ausgeführten eingetieften Linienornamente, insonderheit die prachtvollen Spiralen, aber auch die langen tiefen Linienfurchen auf den Schwertklingen — die wir bald genauer kennen lernen werden (S. 67, 72) — könnten nur mit einem Gravierstichel aus gehärtetem Stahl in die Bronzeflächen eingeschnitten sein. Die Widerlegung dieser Behauptung war geliefert, als ein Kopenhagener Goldschmied auf einer Messingscheibe mit einer kleinen Messingpunze die schönen nordischen Spiralornamente in technisch übereinstimmender Weise, wenn auch natürlich nicht entfernt in gleicher Vollkommenheit einzuschlagen vermochte. Solche kleinen schmalen Meißelchen, Bronzepunzen, wie sie die Künstler der Bronzezeit auf die Bronzefläche aufgesetzt und dann mit einem kleinen Hammer hineingeschlagen haben müssen, waren aus den alten Gießersunden auch zur Genüge bekannt. Eine Untersuchung der Spiralornamente mit der Lupe schloß noch bestimmter die Möglichkeit einer Gravierung aus, da man nun die dicht nebeneinander gesetzten kleinen Einschlüge erkannte, aus denen sich die Kreislinien zusammensetzen, und ebenso auf der Rückseite der verzierten Flächen die schwachen Erhöhungen bemerkte, deren jede einem auf die Vorderseite geführten Punzenschlag entspricht.

Die feinste Untersuchung lieferte hier jedoch der vorzüglichste deutsche Vorgeschichtsforscher des 19. Jahrhunderts, der ausgezeichnete Königsberger Gelehrte Otto Tischler. Als Hofmann nämlich seinen Gravierstichel notgedrungen fallen ließ, nun aber immer noch die Anwendung von gehärteten Stahlpunzen als unbedingtes Erfordernis für die Herstellung der nordischen Bronzeornamente hinstellte, zeigte Tischler durch den Versuch, daß mit Stahlpunzen auf den alten Bronzen stets nur so scharfe und harte Linien zu erreichen sind, wie sie die Originalbronzen niemals aufweisen. Vielmehr sind die Linien dort weicher und auch ungenauer, wie sich besonders klar unten im Grund der eingepunzten Linien zeigt, wo sie nicht dünn und scharf sich zuspitzen, sondern breit abgerundet sind. Ein solches Verhalten war notwendig bei Anwendung von Bronzepunzen, deren Schneide nach kürzestem Gebrauch alsbald die Schärfe verliert, breit und stumpf wird und es bleibt, bis der Künstler eine neue Anschärfung vornimmt.

Von allen Einwänden Lindenschmits mag nur noch einmal des Einen gedacht sein, daß dem germanischen Norden innerhalb der Bronzezeit die hochstehende Keramik abgehe. Denn hier entspricht die Behauptung wenigstens den Tatsachen, wenn auch die Schlußfolgerung gegen die Bodenständigkeit der nordischen Bronzezeit natürlich hinfällig ist. Während der Steinzeit

hat nicht nur Deutschland, sondern auch das nordindogermanische Schonen und Dänemark, wie wir oben gehört, wenn auch leider zu wenig gesehen haben, eine ebenso schöne, als reich entwickelte Keramik. Dies hört auf, sobald der Schluß der Steinzeit naht. Skandinavien und Dänemark liefern nun keine nennenswerte Tonware mehr. Nordische Sachgenossen haben mir öfters versichert, daß für sie die hervorragendste Bedeutung des Berliner Museums — freilich nur in der Erscheinung, die seine Aufstellung bis zum Jahre 1908 zeigte —, darin bestände, daß es eine überwältigende Fülle schöner Keramik, namentlich auch Bronzezeitkeramik biete, die dem Norden fremd sei und in nordischen Museen ja auch nicht zu bemerken ist.

Ich selbst habe früher das so zu erklären gesucht, daß ich sagte, die Germanen hätten seit Beginn der Bronzezeit die ganze Betätigung ihres entwickelten Kunstsinns der Bronzezeit zugewandt, nicht mehr der Keramik. Daß Lindenschmits Meinung in diesem Punkte eine vorgefaßte ist, wird schon klar, wenn man auf die beiden Nachbarn der Germanen in Mitteleuropa blickt: die Illyrier und die Kelten. Beide Stämme entwickeln in der älteren Bronzezeit eine sehr geschmackvolle Keramik, aber sie bleiben hinter den Germanen stark zurück, zumal die Kelten, sobald wir ihre Bronzen mit denen der Germanen vergleichen. Es ist also eine unrichtige, durch die Tatsachen widerlegte Meinung, wenn man behauptet, Metalltechnik und Keramik müßten bei einem Volke stets auf gleicher Höhe stehen.

Ich möchte hier noch einen für diese Frage wichtigen Punkt anführen, nämlich die Bedeutung der Grabgebräuche. Es leidet keinen Zweifel, daß der germanische Grabritus der Bronzezeit die Beigabe von Tongefäßen verschmähte, wahrscheinlich also auch die Beigabe von Wegezehrung für das Jenseits. Der heldenhafte Sinn, den der Germane in allen Lebenslagen befundete, zeigte sich also auch darin, daß er zwar nur in voller Waffenrüstung die Fahrt in das unbekannte Land antreten wollte, ebenso die Germanin in der für ihren Beruf wichtigen Ausstattung, aber auf die Vorsorge für die alltäglichen Bedürfnisse dabei verzichtete: denn einem Helden mußte dies alles von selbst zufallen. Es ist derselbe Geist, der, nach einer bis auf Aristoteles zurückgehenden Nachricht, die Anwohner der Nordseeküste, mögen es nun Kimbern oder andere Germanen gewesen sein, besetzte, wenn sie bei Überschwemmungen oder Sturmfluten, sobald kein Entkommen mehr möglich war, ihre Waffen anlegten — nicht um die andringenden Wogen zu bekämpfen, wie die griechischen Gelehrten in ihrer, germanischem Wesen so verständnislos gegenüber stehenden Denkart es sich zurechtlegten, sondern um in ihrem besten Schmutz als Helden und Krieger den Tod zu finden, der ihnen auf dem Schlachtfelde nicht beschieden war. Und wem fiel in diesem Zusammenhange nicht auch die heldenhafte, aller Sorge um irdische Dinge entrückte Art ein, wie einst die Bemannung unseres Kanonenboots Itis beim Teifun an der chinesischen Küste ihrer letzten Minute entgegenklang? Und nun erst die Zeugnisse altgermanischen Geistes im Weltkriege!

Der Umstand, daß die Tongefäße nur dem alltäglichsten Gebrauche in der Küche zu dienen hatten, nicht aber ernsten, heiligen Zwecken, war naturgemäß mit ein Hauptgrund, daß die Gefäßkunst nicht in die Höhe kam. Gefäße der älteren Bronzezeit aus anderem Stoffe, so aus Holz und Bronze, in der mittleren und jüngeren Bronzezeit auch aus Gold, werden wir dagegen in ihrer hohen Vollendung kennen lernen. Die Sitte, die Tongefäße als Grabbeigaben zu verwenden, nahmen nur die norddeutschen Germanen und nur allmählich, d. h. erst in der jüngeren Bronzezeit, von ihren Nachbarn an, in der Hauptsache von den Illyriern. Darum zeigen diese späten germanischen Tongefäße überall illyrische Formen oder Anklänge an solche und dürfen demnach bei der scharfen Umgrenzung des germanischen Siedlungsgebietes nur mit der nötigen Vorsicht und nur von einem Forscher mit umfassendster Stoffkenntnis herangezogen werden, im Gegensatz zu den germanischen Bronzen, deren geschlossenes Verbreitungsgebiet die sicherste Unterlage für die Bestimmung der Ausdehnung germanischer Siedlung abgibt: ein Verhältnis, das ich schon vor einem Vierteljahrhundert erkannte und das sich mir trotz des auf „allgemeinen“ Erwägungen beruhenden Widerspruchs derjenigen Forscher, die stets nur Keramik studieren wollen, immer sicherer als das richtige erwiesen hat.

Daß die Partei Linden Schmidt-Hostmann trotz alledem bei ihren Vorurteilen verharrete, ist nicht so wunderbar, da ihr Anhang vorwiegend aus den damals so kenntnis- und kritiklosen Verwaltern der west- und süddeutschen Provinzial- und Lokalmuseen sich zusammensetzte. Erwähnt mag noch werden, daß auch die Behauptung auftrat, die aus Asien einwandernden Indogermanen hätten die Bronzeerfindung nach Europa gebracht, eine Behauptung, die von dem sonst so trefflichen Schweden Hans Hildebrand zuerst ausgesprochen, dann leider von Karl Müllenhoff in seiner „Deutschen Altertumskunde“ gebilligt, schließlich von Unger in der Weise verzerrt wurde, daß er die asiatischen Indogermanen als Schüler der Mongolen die Bronze in Asien kennen lernen und dann nach Europa einführen ließ. Und wenn wir schließlich noch mitteilen, daß es französische und russische Schriftsteller gab, die den wandernden Zigeunern das Ehrenamt übertrugen, Europa mit indischer Bronze zu beglücken, so mag hiermit die Erörterung des Bronzestreites abgeschlossen sein. Die Kampfzeiten hörten auf, wenn auch der Hauptkämpfer unversöhnt weiter focht.

Die Wissenschaft ging endlich über alle diese Dinge mit Recht zur Tagesordnung über, nicht nur im Norden und in Norddeutschland, sondern bald auch im übrigen Europa. Denn in allen Ländern offenbarte sich immer lauter und lauter das einstige Bestehen einer langen, überall durch einheimische Kräfte geschaffenen Bronzekultur, die naturgemäß in jedem Gebiete ihre besondere Stilsärbung hatte. Auch in Südeuropa und selbst in Italien war dies der Fall trotz Römern und Etruskern. So hatte schließlich Germania mit ihrer glänzenden eigen geschaffenen Bronzekultur einen nunmehr unbestrittenen vollen Sieg errungen.

Jetzt konnte man von neuem der Frage näher treten, wo in Europa die Bronze zuerst aufgefunden sei. Die Antwort lautete: dort, wo das Vorkommens reicher und leicht abbaufähiger Kupferlager am frühesten eine starke Kupferindustrie sich entwickelte, und wo sich zugleich diesen Kupferlagern ebenso leicht zugängliche Zinnlager gesellten. Dies war der Fall in Spanien und in Südengland. Aus diesen Ländern mit frühestem Auftreten einer Bronzeindustrie hat sich die neue Erfindung zuerst nach dem südlichen Mitteleuropa, insonderheit dem nördlichen Österreich fortgepflanzt, dann auch die übrigen Gebiete Südeuropas (Italien), Westeuropas (Frankreich), Mitteleuropas (Ungarn, Norddeutschland) und schließlich Nordeuropas erreicht, während Osteuropa völlig versagte und bis heute weiter versagt hat, weil es dort während der Bronzezeit an der Siedlung eines höherstehenden Volksstammes gemangelt haben muß. Überall aber sehen wir neben den allereinfachsten allgemein europäischen Typen, wie dem Beil, das seine spästeinzeitliche Gestalt allmählich umbildet, sogleich eine große Zahl einheimischer Typen entstehen. Es konnte nun die Vergleichung der Bronzekulturen der einzelnen Länder eintreten, nicht nur zur Erforschung etwaiger Entlehnung von Gerättypen, sondern auch um unabhängig davon die Bewertung der Kunsthöhe des Stils der einzelnen Länder vorzunehmen. Wir sprachen eben von dem vollen Siege der germanischen Bronzekultur, insofern ihre Anerkennung als germanische Kulturleistung durchgekämpft wurde.

Wie groß dieser Sieg war, erkannten wir indes so recht erst, als die Bronzekulturen der anderen Länder unseren enttäuschten Blicken sich mehr und mehr enthüllten hatten.

Mögen wir die bronzezeitliche Metallindustrie Süddeutschlands und der Schweiz oder Frankreichs und Englands oder Ostdeutschlands und Ungarns oder Österreichs und selbst Italiens untersuchen, keine dieser Industrien kann an die nordisch-germanischen Erzeugnisse heranreichen, bei denen wir eine klassisch schöne Formgebung antreffen und eine Ornamentation, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgesucht feinen Geschmack die schönsten Wirkungen erzielt, reich ausgebildet am Schmuck der Frau, sparsamer verwendet bei den Waffen des Mannes. Besonders ist das der Fall in der zweiten der fünf Perioden dieser Epoche, einer Periode (1750—1400 vor Chr.), mit der diese Kultur ihre höchste Blüte erreicht und wo zugleich das schöne Spiralornament die stärkste Vorherrschaft ausübt.

Hier folge zu erster Veranschaulichung dieser Dinge eine Übersichtstafel der Typen dieser zweiten Bronzezeitperiode aus dem dänischen und südschwedischen Anteil Germaniens, Typen, die in völliger Übereinstimmung in Schleswig-Holstein und Vorpommern, mit mancher fremdartigen Zumischung versehen auch im Nordgebiet der Provinzen Hannover, Sachsen, Brandenburg, sowie in Mecklenburg erscheinen. Die Tafel (Textabb. 114) bringt nur flüchtige Skizzen und läßt die ganze Schönheit der Stücke nicht

X

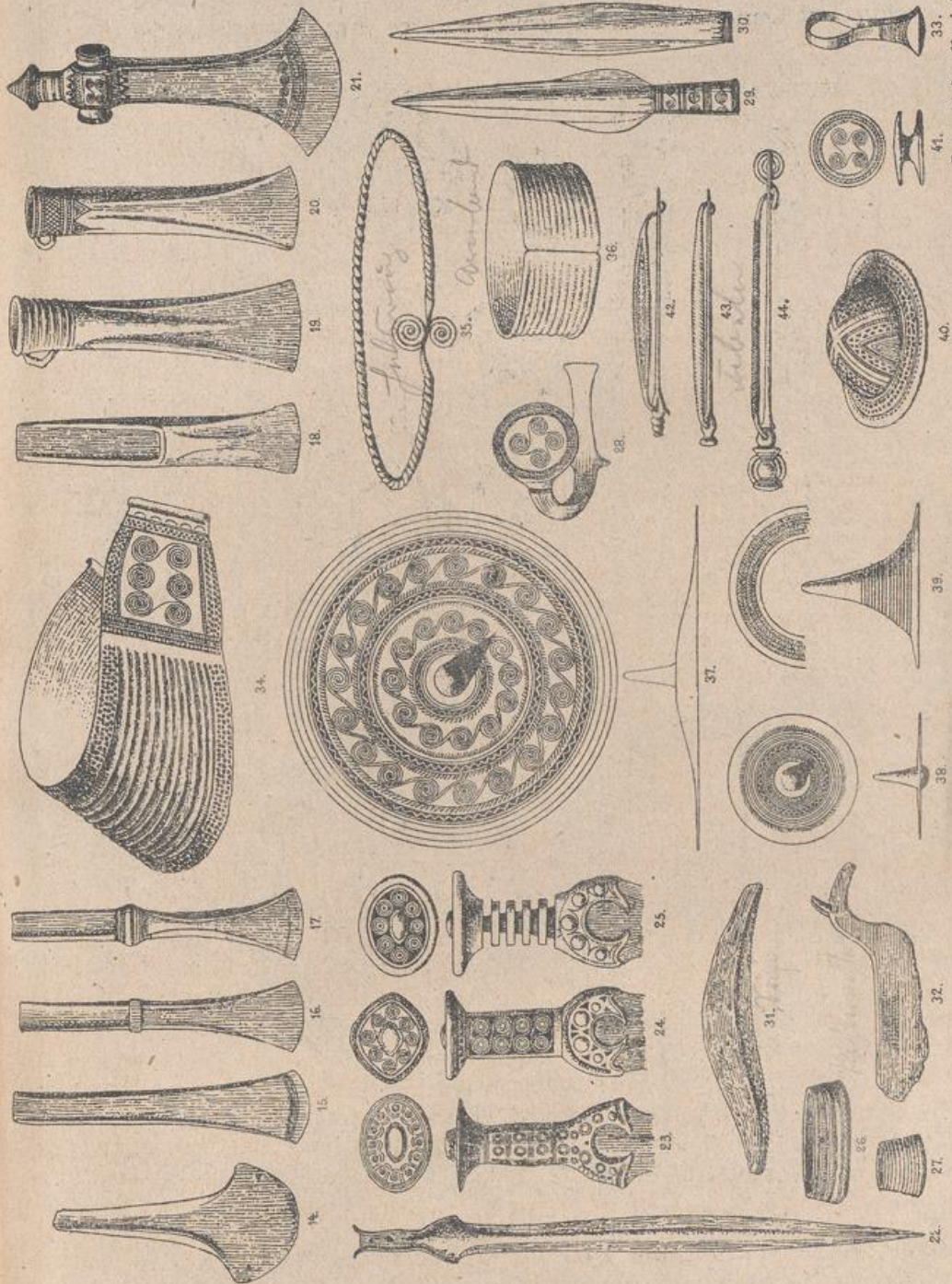


Abb. 114. Typen der zweiten Periode germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Südschweden, überwiegend vom Ende dieser Periode (nach Montelius).

Wämfisch: 14—20. Beilfingern. 21. Prunkt. 22—27. Schwerter und Scheibenortbänder. 28. Gürtelschnallen. 29, 30. Lanzenspitzen. 31. Säge. 32. Kofmetmesser. 33. Haarsange. 40. Schwertriemenbuckeln. 41. Riemen-Doppelknopf. 42—44. Gewandfibeln.

Wämfisch: 34. Halsstragen. 35. Halsring. 36. Armband. 37. Gürtelplatte. 38. 39. Gürtelschnur. 40. Gürtelschnur. 41. Gürtelschnur. 42—44. Gewandfibeln.

erkennen. Doch fallen ohne weiteres die prachtvollen Schwerter, Streitbeile, Streitärte und Lanzen des Mannes, sowie der Hals-, Arm-, Gürtel- und Ge-

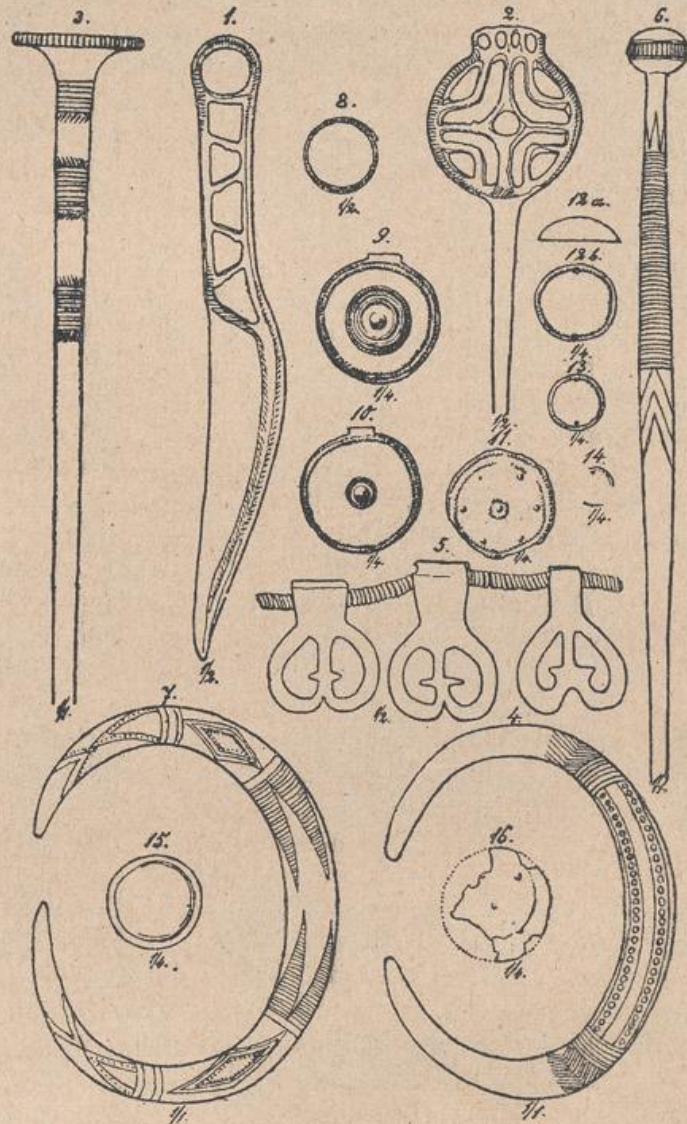


Abb. 118. Hügelgräber bei Altdorf, Mittelfranken (nach Naue).

Alle Maße gelten nur in $\frac{3}{4}$ der angegebenen Größe.

1. 2. Messer, Gewandnadel (Männergrab). 3—5. Gewandnadel, Armring, Halskette (Frauengrab). 6—16. Nadel, Armring, Halschmuck (Frauengrab).

wandschmuck der Frau auf. Wie sich dies alles im Leben dargestellt haben mag, soll die von Künstlerhand ausgeführte Schilderung der Rückkehr einer Ger-

manenschar von einem im Frühling über See ausgeführten Kriegszuge vor Augen führen (Abb. 115, Taf. XI).

Zu vollerer Wirkung gelangen diese Kunstgegenstände erst in der Einzeldarstellung. Ehe wir uns indes einer genauern Betrachtung derselben hingeben, verlassen wir zunächst lieber diesen Reichtum und diese Schönheit germanischer Bronzezeit und wenden uns einer Vergleichung der germani-

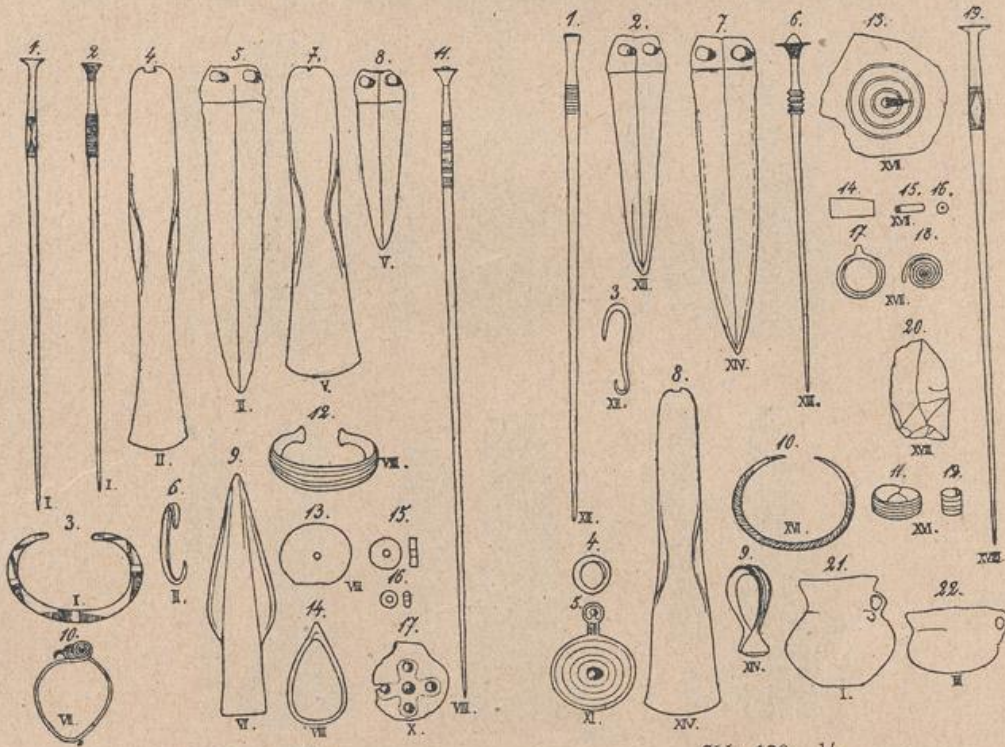


Abb. 119. $\frac{1}{4}$.

Hügelgräber der Schwäbischen Alb bei Hundersingen (nach S. Sautter).

Abb. 119. Grab II, V, VI männlich; I, VII, VIII, X weiblich.

Abb. 120. $\frac{1}{4}$.

Abb. 120. Grab XII, XIII, XIV männlich; XI, XVI, XVII, XVIII weiblich.

schen Kultur mit derjenigen der anderen Völker Europas zu. Um nach allen Seiten vollkommen gerecht zu sein, ziehen wir hierbei stets nur die ältere Bronzezeit heran, und zwar genau dieselbe Periode II, die wir soeben bei den Germanen betrachtet haben. Zunächst gehen wir zu den gleichfalls nordindogermanischen Kelten, den südwestlichen Nachbarn der Germanen in Süd- und Westdeutschland, in der Schweiz und dem angrenzenden Nordostfrankreich. Ich zeige hier den vollständigen Schmuck einer Keltin aus einem westthüringischen Grabe in der Nähe von Meiningen (Abb. 116, 117 auf Taf. XII). Alles läuft hier in große Doppelspiralscheiben aus: der

Nadelkopf der aufrecht gestellten Gewandnadel, die vier wohl als Halschmuck, vielleicht auch als Kleiderschmuck verwendeten Brillenspiralen (Abb. 116), die Fußknöchelringe (Abb. 117); und es ist nur Zufall, daß die als Unterarmschmuck dienenden Zylinderspiralen an beiden Enden hier nicht auch in Spiralscheiben ausgehen, wie es sonst bei diesen Stücken meist der Fall ist. Die beiden liegend abgebildeten großen Gewandnadeln tragen als Kopf das Sonnenrad: Rad und Kreis-Spirale sind ja in gleicher Weise Abbilder der göttlich verehrten

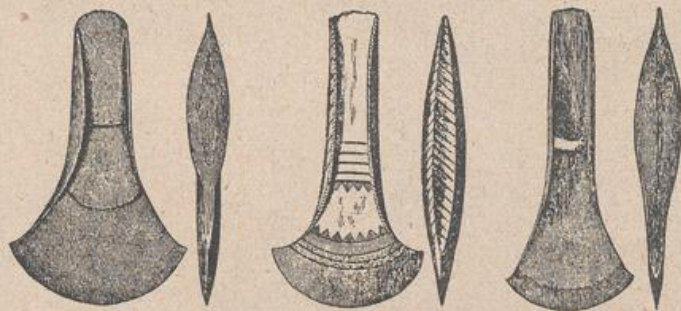


Abb. 122. $\frac{1}{4}$.



Abb. 123. $\frac{1}{4}$.

Abb. 122. 123. 2 Randbeil- und 4 Absaßbeil-Klingen der II. Periode der Bronzezeit in Großbritannien (nach Montelius).

Sonnenscheibe. Überschaun wir das Ganze, so sehen wir, daß dieser Schmuck weder in den Formen noch in den Ornamenten, die grob plastisch, dabei eintönig sind, etwas besonders Hervorragendes bietet.

Ein wenig mehr Mannigfaltigkeit zeigt der Hals- und Armschmuck und die Gewandnadeln zweier Frauengräber aus Altdorf in Mittelfranken, die ebenso wie das Meininger Grab bereits dem Ausgang der zweiten Periode der Bronzezeit angehören (Textabb. 118, Nr. 3—5 und 6—16), wogegen die Gräber der staunenswert dichten Bevölkerung, die während dieser Zeit auf und an der Schwäbischen Alb siedelt, ganz überwiegend Duwendware als Beigaben führen, sowohl die weiblichen (Textabb. 119, Nr. 1—3; 10—17;

Textabb. 120, Nr. 4—5; 10—22), als die männlichen (Textabb. 119, Nr. 4—9; Textabb. 120, Nr. 1—3; 6—9). Und ebenso wenig weist die ganz gleichartige Kultur der Schweiz und des nordöstlichen Frankreichs, soweit dort hinein noch Kelten siedelten, einen Bronzenbestand auf, der sich durch höher entwickelten Kunstsinne auszeichnet (Abb. 121 auf Taf. XIII).



Abb. 124. $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{6}$.

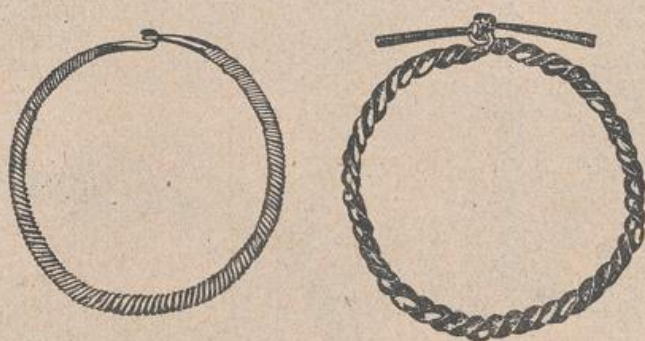


Abb. 125. $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{6}$.

Abb. 124. 125. Typen der II. Periode der Bronzezeit in Großbritannien (nach Montelius).
124. Ahsaxbeil; Dolch mit Bronzegriff; Dolch mit Griffangel; Ahsaxbeil.
125. Bronzehalsring; Goldhalsring.

Überschreiten wir den Ärmelkanal und untersuchen wir die Kultur des gleichzeitigen Großbritanniens, dessen damalige Bevölkerung ethnologisch genau zu bestimmen noch nicht gelungen ist, so sehen wir hier den größten Tiefstand des Kunstgeschmacks innerhalb der Metallerzeugnisse, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß wir unsere Periode II der Bronzezeit in diesem Lande im Gegensatz zum ganzen übrigen Europa aus Gräbern überhaupt nicht kennen, sondern nur aus Schatzfunden (Textabb. 122—125).

Weit Besseres und manches sogar auffallend Schöne, Feine und selbst Prachtige finden wir dagegen bei der Bevölkerung Ungarns, die größtenteils zu den Nordindogermanen, nämlich den Illyriern gehörte (in Nord-, West- und

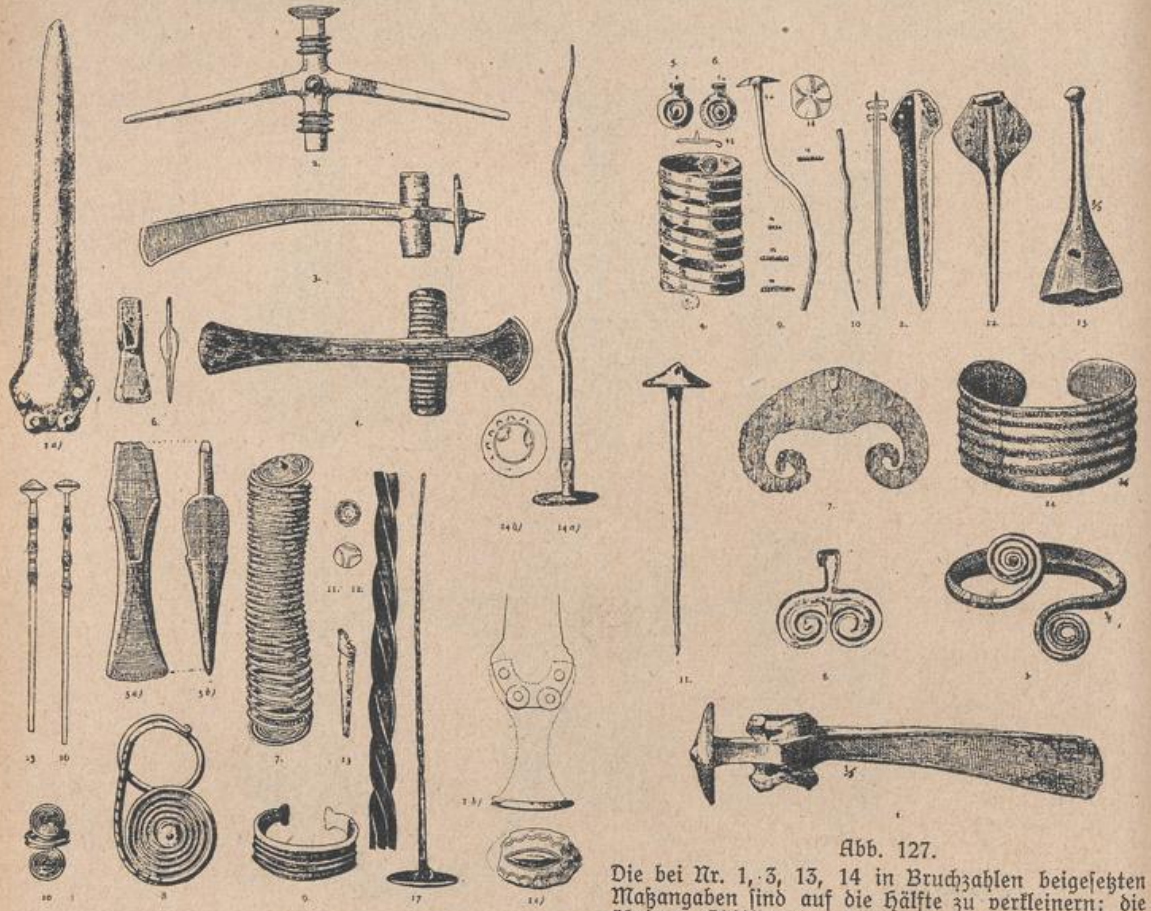


Abb. 126.

Abb. 126. 127.. Typen der II. Periode der Bronzezeit in Ungarn (nach Arch. Ert. 19, 239, 241).
 126. 1. Schwert; 2. Kommandostab; 3. 4. Streitärzte;
 5. 6. Absatzbeil-Klingen; 7. Armspirale; 8. Fußspirale (?); 9. längsgeripptes Armband mit Endstollen; 10. „Singerberge“; 11. 12. 14—17. Nadeln; 13. Anhänger.

Abb. 127.

Die bei Nr. 1, 3, 13, 14 in Bruchzahlen beigefügten Maßangaben sind auf die Hälfte zu verkleinern; die übrigen Abbildungen haben ganz ungleichmäßigen Maßstab.

127. 1. Streitart; 2. Dolch; 3. Armband; 4. Bein spiralsband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 5. 6. konzentrisch gerippte Halsband-Anhänger mit Mittelspitze („Hängetutuli“); 7. 8. Anhänger; 9—12. Nadeln; 13. hütfenformiger Anhänger.

Mittelungarn), geringenteils zu den Südindogermanen oder jetzt, nach den starken Ostabwanderungen ihres Kerns, besser gesagt zu den Ostindogermanen und zwar zum thrakischen Stamme (in Ost- und Südungarn). Ich weise hier namentlich auf die Ungarn eigentümlichen „Kommandostäbe“ und Streitärzte hin (Textabb. 126 oben Nr. 2, 3, 4; Textabb. 127 unten Nr. 1), deren Nadeln-



Abb. 128. Bránil, Böhmen: weibliches Skelettgrab.
1. $\frac{2}{5}$. Bein spiralband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 2. $\frac{2}{5}$. Gewandnadel;
3—5. $\frac{1}{5}$. Arm bänder; 6. $\frac{1}{5}$. Finger spirale; 7. $\frac{1}{5}$. „Singerberge“.

gten
die
igen

ein
den;
mit
-12.

scheibe auf ihrer in der Abbildung unsichtbaren Oberseite prachtvolle Ziermuster zu tragen pflegt. Aber es läuft hier doch auch viel Plumpes mit unter, das nur durch übertriebene Größenverhältnisse und Materialverschwendung aufzufallen sucht, namentlich im thrakischen Ost- und Südostungarn, ebenso unendlich viel Alltägliches, dies wiederum namentlich in den illyrischen Gebieten Westungarns, die kulturell aufs engste zusammenhängen mit der illyrischen Kultur des nördlichen Österreich, d. h. Nieder- und Oberösterreichs, Mährens und Böhmens.

Auch im nördlichen Österreich zeigt sich, wie schon die Abbildungen des Inhalts zweier Gräber beweisen (Textabb. 128 und Taf. XIV, Abb. 129), eine ziemliche Einförmigkeit der Ausstattung, besonders in den langen Gewandnadeln und dem sich ständig wiederholenden weiblichen Arm- und Fußschmuck, von dessen überreicher Beigabe die Abbildung die verschiedenen Typen stets nur in einem Exemplar wiedergibt. Der eigenartige Unterschenkelschmuck der breiten Spiralbänder mit Mittelgrat und Endspiralscheiben, den wir soeben in Westungarn kennen lernten (Textabb. 127, Nr. 4, links oben), kehrt hier wieder (Textabb. 128, Nr. 1), wie wir ihn alsbald bei den nordostdeutschen Illyriern von neuem finden werden (Textabb. 132a aus Hinterpommern und Abb. 134, Taf. XV aus Westpreußen). Dasselbe ist der Fall mit einer böhmischen Sonderart der Scheibenkopfnadeln, bei denen Kopfteil und Schaft nicht in eins, sondern getrennt gegossen sind und an der Verschmelzungsstelle beider ein spiralig gerollter Draht eingefügt ist, der als Halsöse dient (Abb. 129, Nr. 3: Taf. XIV). Solche böhmische Nadeln sind durch das illyrische Gebiet nicht nur bis zu seiner nördlichsten Ecke an der Odermündung (Misdroy) verhandelt worden, sondern bis nach dem skandinavischen Norden, wo auf Oland das Kopfstück einer solchen Nadel zutage gekommen ist (Abb. 130, Taf. XIV). Das Rasiermesser, das am Ende unserer Periode (IIc) auch bei Illyriern und Kelten zum ersten Male uns begegnet, also nur wenig später als bei den Germanen und immer noch etwas früher als in Italien, zeigt eine von der germanischen (Textabb. 114, Nr. 32) wie der italischen durchaus verschiedene Gestalt (Abb. 129, Nr. 4: Taf. XIV). Ebenso unterscheidet sich die den Illyriern überall eigene, besonders gefällige Krugform (Abb. 129, Nr. 6, 7: Taf. XIV) in der Henkelart und in dem ganzen Bau des Körpers bestimmt von dem sich ebenfalls überall gleichbleibenden keltischen Krüge in Süddeutschland (Abb. 131, Taf. XIV).

Ein etwas anders gefärbter Zweig illyrischer Kultur, dessen innere Geschlossenheit von mir zuerst und bereits vor langen Jahren festgestellt worden ist, dessen Eigenheiten aber schon in der Frühperiode der Bronzezeit deutlich vorbereitet sind, tritt uns während der Periode II in Ostdeutschland entgegen. Um diese auch in Sachkreisen noch unbekanntem Beziehungen etwas zu enthüllen, zeige ich hier mehr andeutungsweise einige für diese ostdeutsche Kultur typischen Stücke, teils aus Schlesien, Posen und Westpreußen, teils und haupt-

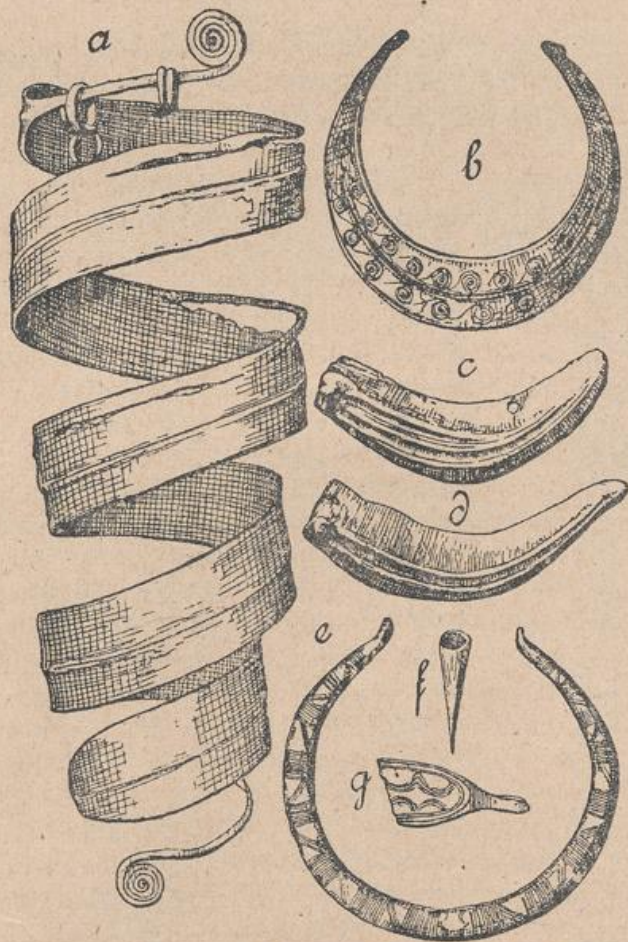


Abb. 132. $\frac{1}{4}$. Bronzen-Depot im Torfmoor bei Kl.-Jarnow, Kr. Greifenhagen, Hinterpommern. Museum in Stettin 4687 (vgl. Mannus III, S. 154).
 a. Beinspirale. b. Halstragen. c. d. Sichelklingen. e. Halsring. f. Tütchenförmiger Hängeschmud. g. Abgebrochener Vorderteil eines massiven Zierstüdes mit Ose.

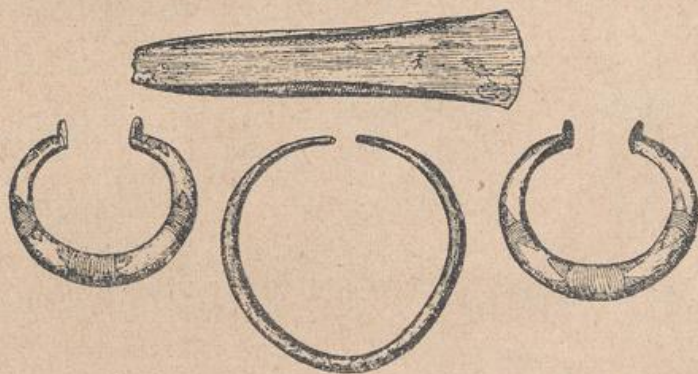
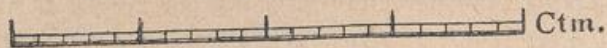
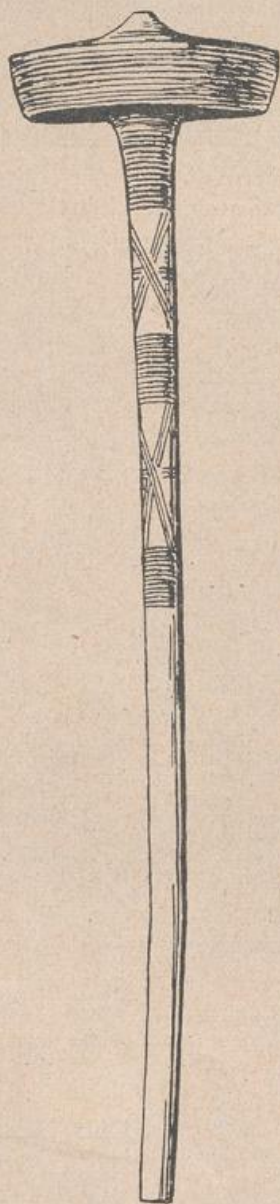


Abb. 133. Bronzen-Depot im Torfmoor bei Dumzin, Kr. Kolberg-Körlin, Hinterpommern. Randbeißklinge; zwei Handgelenkringe, ein Beinring. Museum in Stettin 5606 (Pomm. Monatsbl. 1904, S. 125).

sächlich aus Pommern, wo am Westufer der unteren Oder die einzige Stelle sich befand, an der Illyrier und Germanen unmittelbar aneinander grenzten: alle vom Ende der zweiten Periode der Bronzezeit (Textabb. 132, 133).



Als charakteristisch fallen hier Typen auf, deren Mehrzahl an der mittleren Donau ausgebildet worden ist und daher im Notfalle durch einfache Hinweise auf die Abbildungen aus ungarischer Bronzezeit genügend erklärt werden können (Textabb. 126, 127); einige dieser Typen sind allgemein donauländisch, also sowohl illyrisch, als feltisch. Ich nenne große Beinspiralen aus mehrfach gewundenem breitem Bande mit Mittelgrat und Endspiralscheiben, teilweise auch mit Zickzackreihen geschmückt, die sich aus kleinsten von rückwärts her eingeschlagenen Büchelchen zusammensetzen (Abb. 134, Taf. XV; Textabb. 132a und aus Ungarn Textabb. 127, links oben Nr. 4); schwere Fußknöchelringe oder -bänder von nur einer Windung mit kleinen Endspiralscheiben, sog. „Fußbergen“ (Abb. 135, 136: Taf. XV), von gleicher Form wie der ungarische Armring Textabb. 127, Nr. 3; in gleicher Art gestaltete Singerringe wie Textabb. 126, Nr. 10; schwere Halsringe mit stollenartig aufgebogenen Enden, entweder mit einer Art Flechtbandmuster (Textabb. 132e) oder mit Wolfszahnmuster reich besetzt (Abb. 139, Taf. XV); ähnlich gestaltete schwere Arm- oder Fußringe (Textabb. 133 und Abb. 137, 138, Taf. XV); als Halszierat dienende runde, mit konzentrischen Rippen



und Mittelstachel versehene Scheiben, die an breit umgelegter Öse im Halbkreise nebeneinander aufgehängt wurden, sog. „Hängetutuli“ (Textabb. 127, Nr. 5, 6 und aus Schwaben Textabb. 120, Nr. 13); tütchenförmige Spitzhütchen mit doppelter unterer Durchlochung, die auf einer Schnur

Abb. 140 a) b). $\frac{1}{2}$. Pansdorf, Kr. Liegnitz, Schlesiens: weibliches Skelettgrab. (Schles. Vorz. VII, 549.) Die ganze Nadel ist 31,5 cm lg.

aneinandergereiht gleichfalls einen Hals- oder Gewandschmuck bildeten (Textabb. 132f, Textabb. 126, Nr. 13 und Textabb. 127, Nr. 13); lange Gewandnadeln, deren breiter Scheibekopf mit einem charakteristisch illyrischen und zwar ungarischen Sternmuster geziert ist (Textabb. 140a, b); endlich Bronzeblechgürtel, die mit Querlinien, Sonnenrädern, Kreuzen u. a., ausgeführt in der soeben beschriebenen Buckeltechnik, geschmückt sind (Textabb. 141, 142).

In der Hauptsache vom südlichen Mitteleuropa abhängig und nur in manchen Stücken von dessen Kultur abweichend gestaltete sich die italienische Bronzezeit. In kräftiger Entfaltung blüht sie in dieser Frühzeit eigentlich nur in Oberitalien und zeigt sich hier im Ostgebiet von der illyrischen Kultur der Ostalpen und Westungarns, im Westgebiet aber von der Donaukultur Süddeutschlands beeinflusst. In Textabb. 143 finden wir einige, leider viel zu wenige Belege vereinigt, wie sie der beste Kenner der Vorgeschichte Italiens, Montelius, zur Charakterisierung dieser Epoche Italiens ausgewählt hat. Niemand wird behaupten wollen, daß diese italienischen Typen, wenn sie auch sehr saubere Arbeit bieten, etwas Überraschendes innerhalb Europas im Allgemeinen oder gar eine Überlegenheit gegenüber den gleichzeitigen Schöpfungen germanischer Kultur im Besonderen darstellen.

Mit einem Worte: wo wir auch in Europa uns umgeschaut haben, überall außerhalb des Nordens ist der Formenschatz an sich gering gegenüber dem Reichtum des Nordens, die Formen selbst nicht entfernt so elegant und edel, vielfach sogar plump, die Verzierung arm und, wo sie einmal reicher auftritt, doch recht nüchtern oder einförmig. Eine Ausnahme machen höchstens einige Stücke aus Ungarn.

Im Gegensatz zu ganz Europa steht dann die kretisch-mykenische Kultur mit ihrer hochentwickelten Archi-



Abb. 141. $\frac{1}{4}$.

Koffinna, Deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl.



Abb. 142. $\frac{1}{4}$. Bronzeblechgürtel von Blantenburg, Kr. Angermünde, Uckermark.

tektur, Klein-Plastik, Malerei, ihrer Fülle von Edelmetall und den mit wunderbarer Kunst verzierten Geräten und Waffen; aber vergebens suchen wir dort den Fortschritt in der Beilentwicklung vom Flachbeil zum Randbeil und zum Tüllenbeil, wie er in Italien und in Mittel- und Nordeuropa

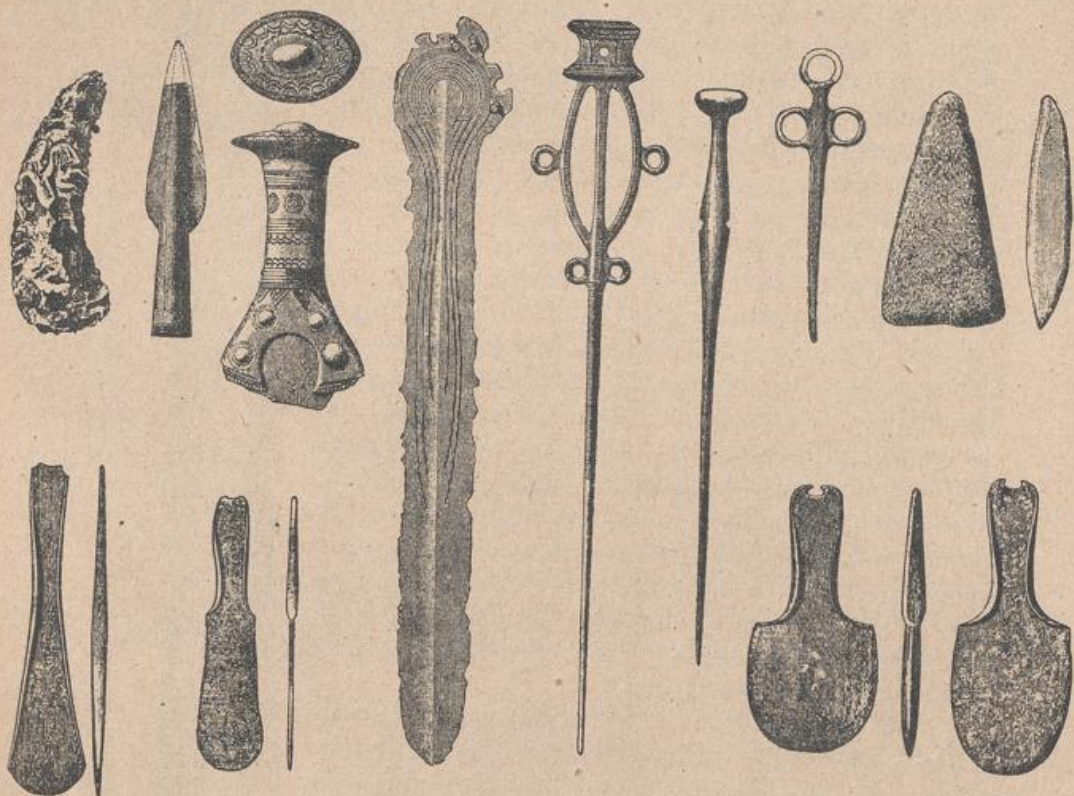


Abb. 143. $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{2}$. Typen der II. Periode der Bronzezeit Oberitaliens (nach Montelius).
 A. Aus dem Skelettgräberfeld von Povegliano bei Verona; Obere Reihe: Feuereschlagstein; lange Schwertklinge; drei Nadeln.
 B. Aus dem Depotfunde von Cascina Ranza bei Mailand; Obere Reihe: Lanzenspitze, Dolchgriff, Grünsteinbeil. Untere Reihe: vier Randbeilklingen.

so lebendig sich vollzieht; vergebens auch suchen wir unter den Bronzen Geräte oder Waffen, deren äußere Formgebung an sich, abgesehen von der künstlerischen Ausschmückung, mit der nordischen sich messen kann. Als Beispiel diene das mykenische Schwert (Textabb. 144, 145), das bei aller technisch bewundernswerten Vollendung in Klinge wie in Griffbildung auffallend nüchtern wirkt gegenüber den wundervollen Gegenständen des germanischen Nordens (Textabb. 151—160).

Lassen wir darum jetzt die entsprechenden Schöpfungen germanischer Kunst in genauerer Betrachtung an uns vorüberziehen, als es bei der gedrängten Übersicht der skizzenhaften Zeichnungen in Textabb. 114 möglich war.

Unter den Waffen wähle ich aus die charakteristischen Bilder einiger Streitbeilklingen (Textabb. 146—149), einer Lanzenspitze (Textabb. 150) und dreier Typen von Schwertgriffen (Textabb. 151—155).

Schon diese wenigen Stücke lassen erkennen, wie bei aller streng bewahrten Stileinheit reiche Abwechslung herrscht in Form und Technik. Die Beilklingen entzücken durch ihre weitgehende Schlankheit, den feinen Schwung ihrer hohen Ränder, die dazu bestimmt sind, ein Verschieben des eingreifenden Endes des Holzschafes zu verhindern, und die Verzierung der Ränder und der Schneide. Die Befestigung der Bronzebeilklinge an dem im Knie gebogenen Holzschaf geschah durch Umwicklung mit Lederstreifen (vgl. Abb. 149) oder durch Bronzedraht (Abb. 147 oben)⁵. Zu erhöhter Sicherung der Schäftung gab man der Beilklinge einen mittleren Absatz als Stütze des Schafendes (Abb. 148, 149). Die höchste Kunst und der ausgesuchteste Geschmack kam jedoch zur Geltung, wenn es sich um die vornehmste Waffe des Helden handelte, um das Schwert. Die Verzierung der Schwertgriffe ist entweder reliefartig ausgetieft und durchbrochen gearbeitet (Abb. 151, 155) oder zeigt bei sonst glatter Griffstange eingeschlagene Muster in quellender Fülle: Spiralen (Abb. 152) oder grade Bänder, senkrechte (Abb. 154) und wagerechte (Abb. 153); und der untere Heftabschluß ist teils im Zweidrittel- bis Neunzehntelkreis gestaltet (151, 152, 154), teils in ganz flachen Bogen geschweift (153, 155). Die Schwertklingen (Textabb. 156—158) in ihrer ersten Bestimmung tragen dagegen keinerlei andere geschlagene Verzierung, als einige Furchen, die zu beiden Seiten des langlaufenden gerundeten Mittelgrates über das ganze Blatt bis herab zur Spitze reichen; ihnen gehen einige feinstgegossene erhabene Linien parallel. Aber diese Klingen bedürfen auch keines weiteren Schmuckes, denn sie sind allein durch ihre vollendete Linienführung eines mächtigen Eindruckes sicher. Von wunderbarer Wirkung sind in diesem Punkte die Dolche und Kurzslechter (Textabb. 159, 160).

Wie sah nun der Schmuck eines Germanen aus, der solche Waffen trug? Hatte er etwa an seinem Haupthaare flatternde Kronen oder steifragende Kämme aus riesigen Adlerfedern befestigt, nach Art der Indianer,



Abb. 144. Abb. 145.
Mycenische Bronze-
schlechter.

mit denen ja die Germanen verglichen werden — nicht etwa die Germanen der alten Bronzezeit, nein, sogar der Römerzeit und nicht nur zu Schillers Zeiten, sondern von vorurteilsvollen Unkundigen oft genug auch heute noch? War sein

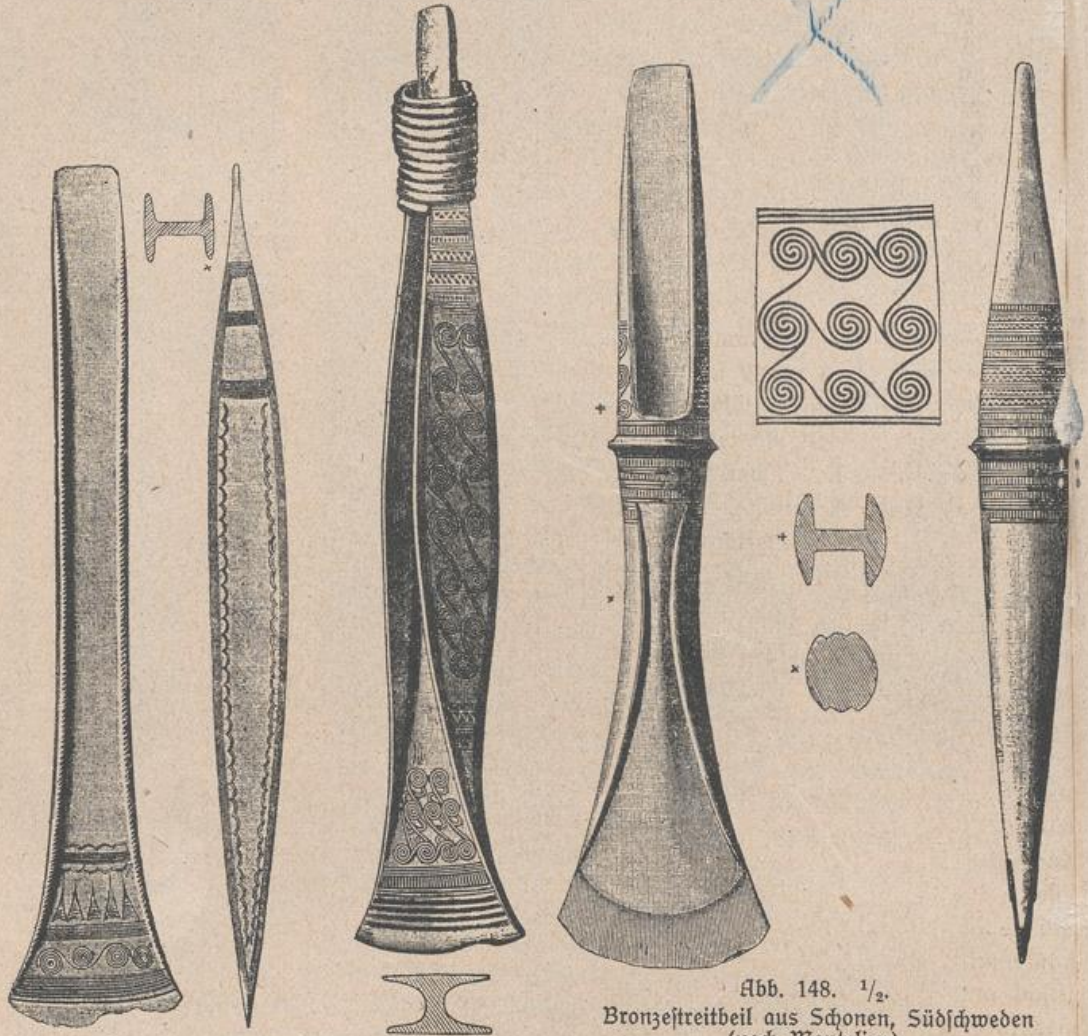


Abb. 146. $\frac{1}{2}$. Bronzebeil, Breit- und Schmalseite nebst Querschnitt. Schonen, Südschweden (nach Montelius).

Abb. 147. $\frac{1}{2}$. Bronzebeil nebst Querschnitt. Jütland (nach Montelius).

Abb. 148. $\frac{1}{2}$. Bronzestreitbeil aus Schonen, Südschweden (nach Montelius). Links Ansicht der Breitseite, rechts der rechten Schmalseite, in der Mitte oben Verzierung der nicht abgebildeten linken Schmalseite, darunter zwei Durchschnitte.

Gesicht fürchtbar gemacht durch künstlich eingeschnittene Narbengruppen oder „verschönt“ durch die aufgetragene rote Farbe? Hingen ihm zum Schmuck Ringe im Ohr, in der durchbohrten Nase, Wange oder Lippe? Oder behängte

er auch nur seinen Körper oder sein Gewand mit dem tausendfachen Glitter, den wir bei allen, auch den höchststehenden Naturvölkern der anderen Erdteile vorfinden? Nichts von alledem! Aus den inhaltvollen Sunden zahlreicher schleswig-holsteinscher, dänischer und schwedischer Baumsärge gerade unserer



Abb. 149.

Jütland. Absatzteil mit erhaltenem Holzschaft. Die Furchen von der Lederumwicklung zur Befestigung des oberen Teiles der Bronzeringe an dem kürzeren Ende des Holzschaftes sind sowohl an dem kürzeren als an dem längeren Ende des Schaftes sichtbar.



Abb. 150. $\frac{1}{2}$.

Smörumövre, Amt Kopenhagen. Bronze-Lanzenspitze aus einem großen Moorfunde, der u. a. auch die Originale von Nr. 14. 19. 29 der Abb. 114 enthielt.

alten Bronzezeit-Periode, die eine gütige Sägung in aller Lebenswahrheit bis auf unsere Tage im Erdschoße bewahrt, aus fast drei und halbtausend-jähriger Nacht nun zum Lichte emporgehoben und unseren staunenden Blicken eröffnet hat, da wissen wir es ganz genau. Allen Glitter verschmähete der germanische Held: den einfachen, dabei so edlen Geschmaack, den seine Waffen

befunden, bewies er — wie könnte es anders gewesen sein? — auch in seinem Schmuck. Nicht etwa aus Armut: reich war der vornehme Germane! Darum verschmähte er es, Bronzeschmuck zu tragen, der, um wahrhaft reich zu erscheinen, durch seine Masse blenden mußte, wie es in den Donauländern bei Kelten und Illyriern üblich war, wo man ihn nicht in gleichhoher Weise zu veredeln verstand, wie es die Germanen vermochten. Der germanische Held



Abb. 151. $\frac{1}{2}$.

Abb. 152. $\frac{1}{2}$.

Abb. 153. $\frac{1}{2}$.

Bronzeschwertgriffe nebst den zugehörigen Knaufplatten aus Dänemark.

Das Original von Abb. 153 zeigt auf der Knaufplatte Einlage von Bernstein, in den Furchen des Griffstabes Einlage von Harz.

trug als einzigen wirklichen Schmuck nur das Goldarmband und zwar nur eines, wahrscheinlich am linken Arme, — eine Sitte, die ja neuerdings in den vornehmsten Kreisen der jungen Männerwelt neu aufgelebt ist (Textabb. 161—163). — Nur der Frau kam es zu, beide Arme mit Ringen oder Bändern zu schmücken, zumeist in Bronze; wo es aber in Gold geschah, trug sie nicht nach Mannesart das schwere Armband, sondern die leichteren, aus Doppeldraht gewundenen Spiralen, die in kleineren Mäßen gearbeitet auch den Finger, das Ohr und die Haarlocke ihr zierten. Der massenhafte Armringschmuck,

wie ihn die Frauen der beiden Donaufulturtreise trugen, ist im Innengebiet Germaniens nie besonders beliebt gewesen, noch weniger aber die Sitte der Donautämme, die Fußgelenke zu zieren oder gar weit hinauf mit Bronze zu bedecken.

Ungleich üppiger verziert als des Mannes Waffen und Goldarmband ist der weibliche Bronzeschmuck, und doch auch er mit der unfehlbaren Betätigung eines feinst ausgebildeten, gereiften Geschmacks. Auch hier sehen wir nicht das Metall durch plumpe Masse Glanz verbreiten, sondern die schöne Form, die noch schönere Verzierung, also Feinheit des Kunstgeschmacks, soll dem toten Stoffe erst Leben geben, ihn adeln.

Betrachten wir die herrliche Gürtelplatte aus dem seeländischen Schatzfunde vor Langstrup (Abb. 164, auf Taf. XVI), die größte ihres Geschlechtes, von über 28 cm Durchmesser, leider nicht unverletzt in der wie immer dünnstgegossenen, schwach gewölbten Fläche, auch des Schlußknopfes beraubt auf der Mittelspitze, die nun offen erscheint. Wie einfach ist ihr Ziermuster, und dennoch welche herrliche Wirkung! Gehen wir von außen nach innen, so ist zuerst eine Randfläche frei gelassen von aller Zier, dann folgen als Einleitung des Musters sechs sehr breit gehaltene und schwach eingetiefte Linien, ein Übergang von dem ganz freien Rand zu der sehr tief eingeschlagenen und dichtgefüllten Innenverzierung der vier Spiralenbänder. Diese Spiralkreisbänder selbst sind von einer bewundernswerten Sorgfalt und Genauigkeit, die fast unbegreiflich erscheint, wenn man erwägt, daß jeder kleinste Linienteil aus punktiert winzigen, in mühsamster Handarbeit ausgeführten Einzelschlägen sich zusammensetzt. Und dann verfolge man weiter, wie trotzdem die eingerollten und die ausgerollten Spirallinien jeder einzelnen Spiralscheibe stets den gleichen Abstand der Windungen aufweisen und daß niemals ein Abbruch der Linienführung zu erspähen ist. Endlich wie fein empfunden ist die stete Abnahme der Größe der Spiralen, je enger die Kreisbänder nach der Mitte zu wurden, wo auf dem Buckel und Stachel die Verzierung am dichtesten sich drängt. Bei solcher Vollendung ist das Muster trotz starker Wiederholung so weit entfernt, eintönig zu wirken, daß



Abb. 154. 1/2.



Abb. 155. 10 cm lang.
Abb. 154, 155. Bronzeschwertgriffe aus Sylt, Schleswig-Holstein (zu den Schwertern: Abb. 157, 158); über 154 die Aufsicht des Knaufs.



Abb. 156. $\frac{1}{6}$.
Bronzeschwert
aus Dänemark
(n. Madsen).



Abb. 157. Schwert und Ortband.:



Abb. 158. Schwert und Aufsicht des Knaufs.



Abb. 159. $\frac{1}{8}$. Abb. 160. $\frac{1}{8}$.
Abb. 159. 160. Bronzedolche
aus Schweden. Die vergrößerte
Spiralverzierung des Griffs von
Abb. 159 gibt Textabb. 216,
Reihe VI, 1, die Aufsicht des
Knaufs von 160 ebenda Reihe
III, Nr. 1.



Abb. 157. 158. Etwa $\frac{1}{8}$. Bronzeschwerter aus Sylt (vgl. Abb. 154, 155 (Griffe); unter
156 das zugehörige Ortband, über 157 die vergrößerte Aufsicht des Knaufs.

der Beschauer im Gegenteil fast bedauert, diese Musik nicht in „unendlicher Melodie“ zu vernehmen.

Auf diesem Gebiete, dem des weiblichen Schmuckes, leistet auch die jüngere Bronzezeit noch Ausgezeichnetes, obwohl sie im allgemeinen, gegen die ältere gehalten, an Feinheit und Adel des Geschmacks ein merkliches Nachlassen bekundet.

Hervorragend und auch nach der technischen Leistungsfähigkeit als Meisterstücke zu bezeichnen sind hier die gegossenen Gefäße, sog. Hängedosen,

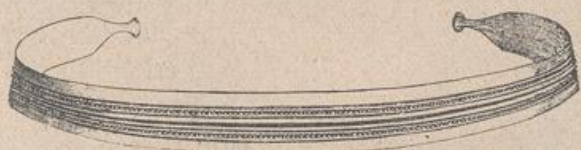


Abb. 161. $\frac{2}{3}$. Periode IIa und IIb.



Abb. 162. $\frac{2}{3}$. Periode IIb.



Abb. 163. $\frac{2}{3}$. Periode IIc.

Goldarmbänder des germanischen Kriegers (Kosjinnä: Mannus VI, S. 8).

vielleicht Schmuckbehälter für die Damen, mit ihrer gleichfalls meisterhaft eingeschlagenen Außenverzierung in Wellenornament oder in Flechtbandmuster (Abb. 165, auf Taf. XVI).

Ich erwähne noch die berühmten Bronzeblashörner, jene Luren (Textabb. 166), denen das gesamte Altertum Europas und Asiens nichts annähernd gleich Altes und noch viel weniger etwas auch nur annähernd ähnlich Schönes wie in Form und technisch vollendeter Herstellung, so in Klangwirkung entgegenzusetzen vermag. Nach allen Richtungen bewiesen wurde dies durch die mehrfache Vorführung dieses Instrumentes in der leider nicht wie die alten Originalstücke gegossenen, sondern nur aus Blech getriebenen Nachbildung,

die ich im Verein mit meinem Kollegen Oskar Fleischer nach einem hannoverschen Originale und einer dänischen Nachbildung habe anfertigen lassen. Eine solche Vorführung fand statt zuerst bei der Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Koblenz im Jahre 1911 und bald darauf wieder, als im Februar 1912 Fleischers „Musikalische Bilder aus Deutschlands Vergangenheit“ im Neuen Kgl. Opernhause zu Berlin ihre



öffentliche Aufführung erlebten. Dort fanden in dem von mir eingerichteten zweiten Bilde, worin die Erwartung des Sonnenaufganges und dieser selbst am Morgen eines germanischen Mittsommer-Sonnwendfestes dargestellt wurde, ein ganzes Duzend Luren gleichzeitige Verwendung und erzielten eine unvergleichliche Wirkung. Selbst die heutige Zeit und unser in Musikleistungen von jeher an der Spitze marschierendes Vaterland besitzt kein Blasinstrument, das wie die Luren Fülle und Majestät gleichmäßig mit Milde und Wohlklang des Tons zu verbinden imstande ist. Die Leichtigkeit, mit der die Töne des Dreiklages als Naturtöne diesem Geräte vom Spieler zu entlocken sind, liefert weiter den Beweis, daß die Germanen zum mindesten bereits in der ältesten Bronzezeit jene Vielstimmigkeit besaßen, die in schroffstem Gegensatz steht zur monotonen, diatonisch fortschreitenden Einstimmigkeit der alten südeuropäischen Melodie, aber das Grundprinzip abgegeben hat, von der die moderne europäische Musik beherrscht wird.

Abb. 166. Lurenbläser (n. S. Müller).

Und wenn unter den Künsten neben der Musik die Dichtkunst es ist, worin die germanische Welt das denkbar Höchste geleistet hat, wie allein schon die Namen Shakespear und Goethe zeigen, so kann man aus dem Hochstand germanischer Musik während der Bronzezeit mit Zug und Recht schließen, daß bei den Germanen damals auch die Dichtkunst eine Blütezeit erlebte. Ja die Erscheinungen nach Abschluß der großen germanischen Völkerwanderungen im 6. Jahrhundert nach Chr. legen es uns geradezu nahe, ähnliche Erscheinungen in der älteren Bronzezeit zu erschließen. Die germanische Literaturforschung hat längst erkannt, daß nach der durch die Tatkraft der Germanen bewirkten Umwälzung Europas etwa um 600

nach Chr. eine Blütezeit germanischer Dichtkunst anhub, in der das germanische Epos entstand und mit ihm alle jene gewaltigen Gestalten, deren damals festgelegter Charakter unveränderlich im 12. und 13. Jahrhundert in unseren großen mittelhochdeutschen Epen wieder auftaucht. Auch das 18. Jahrhundert vor Chr. und die unmittelbar folgende Zeit, die 2. Periode der Bronzezeit, hatte Großtaten der Germanen gezeitigt, die ihren geistigen Horizont unendlich erweiterten und ihrem Denken und Gemüt jenen Aufschwung gaben, der in eine Blüteperiode epischer Dichtung ausmünden konnte. Wie für den Mitteleuropäer seit Jahrtausenden Italien, so war für den Germanen des skandinavischen Nordens das mildere Mitteleuropa von Urzeit an das Land der Sehnsucht. Und damals, um 1800, endete in Südskandinavien die große Bewegung, die den Germanen den Besitz des an den Meeresküsten gelegenen Nordsaumes von Mitteleuropa verschafft hatte. Und so wird auch damals, nachdem die Verhältnisse sich allmählich wieder zu einem ruhigen Beharren erhärtet hatten, eine Blüte der Dichtkunst die naturgemäße Begleit- und Folgeerscheinung der großen Ereignisse gewesen sein.

Diese wunderbar reiche zweite Periode der alten Bronzezeit ist es nun auch, die uns die Denkmäler germanischer Gottesverehrung zum ersten Male in ansehnlicher Fülle vor Augen führt.

Schon die Steinzeit der Germanen hat dauerhafte Sinnbilder der Gottheit hinterlassen. Besonders wären hier jene aufs sorgfältigste geformten und aufs feinste zugechliffenen Steinbeile aus Feuerstein zu nennen, die von so gewaltiger Größe sind, daß sie weder als Waffen noch als Werkzeuge zu benutzen waren und mitunter in größerer Anzahl vereint und in offenbar ritueller Anordnung der Erde anvertraut worden sind. Desgleichen gehören hierher Bernsteinbeile von der Form gewöhnlicher Steinbeile und Bernstein-Doppeläxte mit Schaftloch in der Form der Amazonenäxte (vgl. Textabb. 104, 105), letztere zuweilen von beträchtlicher Größe und dann zweifellos Heiligtümer, meist aber von kleinster Gestalt, dies außerordentlich häufig, und dann als amuletartiger Schmuck zu betrachten. Alle diese Beil- und Äxtarten sind als Sinnbilder des allgewaltigen Himmelsgottes anzusehen, der zweifellos als persönliche Macht gedacht worden ist. Das Steinbeil und seine Miniaturnachbildungen in Stein oder in anderen Stoffen waren Abbilder des Blitzes, der Waffe des Himmelsgottes.

Aber wie in seiner Eigenschaft als Blitzgott, so wurde der Himmelsgott auch als Sonnengott bereits in der Steinzeit dargestellt. Nicht nur in der gewöhnlichsten Wiedergabe der Sonnenscheibe durch konzentrische Kreise oder Spiralen oder durch das vierspeichige Rad, sondern auch in der abgefürzten Gestalt eines des Radfranzes verlustig gegangenen Rades, also eines Kreuzes, vorwiegend eines Malteserkreuzes, erscheint das Sonnenbild auf Gefäßen und auf den im Götterkult eine so große Rolle spielenden Hand-

paufen des Anhalter Stiles. (s. oben S. 28 und Textabb. 40). Die Handpauke von Hornsömmern gibt in mehreren Reihen von Verzierungen die Abbilder von mindestens fünferlei Gottheiten, die Oskar Fleischer mit den fünf Urplaneten, der alten fünftägigen Woche und der frühesten fünftönigen Tonleiter in Zusammenhang gebracht hat. Er faßt dabei die exzentrischen Doppelkreise der Handpauke nach orientalischen Entsprechungen sehr viel späterer Zeit als Monddarstellung auf, das Zahnrad, das auch auf dem Anhalter Gefäß Textabb. 37 (rechts) mehrfach erscheint und auch in andern gleichzeitigen

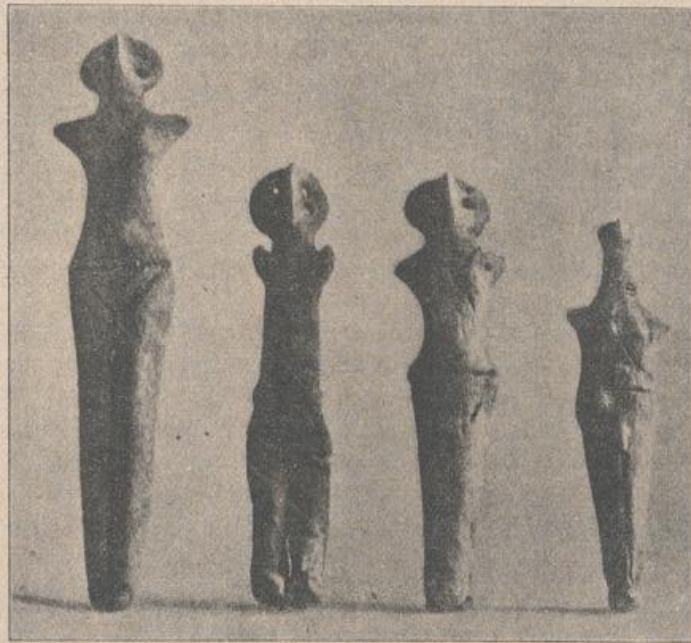


Abb. 168. Drei weibliche und ein männliches Tonidol der Steinzeit; Podolien. (Koslinna: Mannus I, S. 240, Abb. 17).

Stilen der Nord- und Südindogermanen vorkommt, als Venusstern, und das haken- oder bogenförmig gestaltete Zeichen nebst dem durch Quersprossen geteilten leiterartigen Zeichen — für beide weist er südeuropäische und orientalische Entsprechungen nach — deutet er auf die beiden noch übrigen der fünf ältesten Planeten, auf Jupiter und Merkur. Soviel steht jedenfalls fest, daß für diese ganze Gruppe von Zeichen ältere oder auch nur gleichalte Belege, wie sie der Anhalter Stil bietet, nirgends bisher ermittelt worden sind. Und es scheint so, als hätte man bereits im steinzeitlichen Mitteleuropa außer dem großen, allgemeinen Himmelsgotte noch andere mit bestimmten Himmelserscheinungen eng verbundene Gottheiten sich vorgestellt.

Daß diese Gottheiten nicht etwa als blinde Naturkräfte, sondern als machtvolle und zugleich auch als menschliche Persönlichkeiten gedacht worden

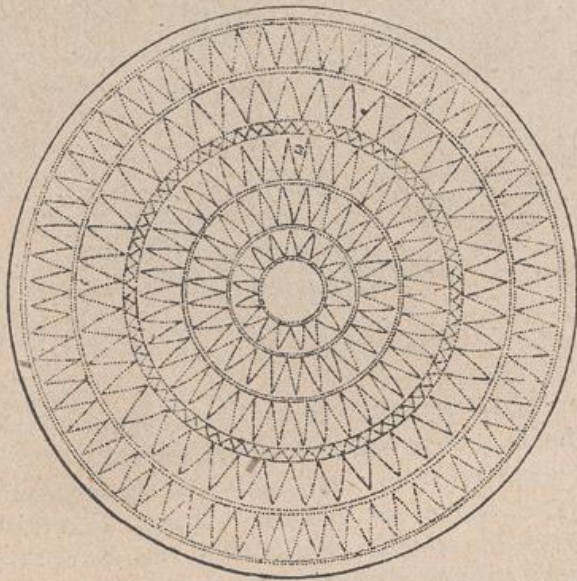
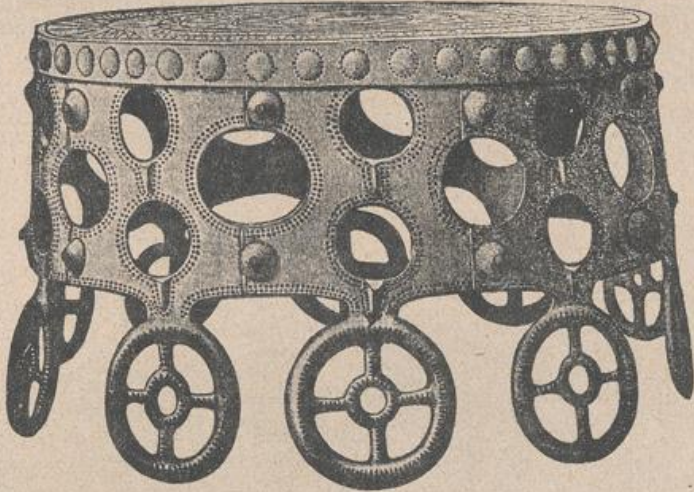


Abb. 169, 170. Etwa $\frac{1}{6}$. Balkatra, Schonen. Altarbekrönung mit Sonnenscheibe aus Bronze.
Abbildung 170 bietet die Aufsicht der oberen Scheibe in Abb. 169.

sind, wird bewiesen durch die Häufigkeit weiblicher Tonfiguren im Kulturkreise der Südindogermanen, hinter denen sich nur eine Fruchtbarkeitsgöttin, eine Mutter Erde verbergen kann (Abb. 167, Taf. XVII u. Textabb. 168).

Die Nordindogermanen betonen hier mehr das handelnde, befruchtende Element in der Natur, die Südindogermanen mehr das leidende, befruchtete.

Manche Forscher leugnen freilich nicht nur für die Steinzeit, sondern sogar noch für die Bronzezeit der Germanen die Vorstellung von Göttern in Menschengestalt und erkennen nur Sinnbilder von Gottheiten an, die an sich wieder nur Naturkräfte oder Naturdinge gewesen wären, wie die Sonne, der Blitz. Aber wie einerseits die Sinnbilder der Gottheit,



Abb. 171. $\frac{1}{3}$. Jägersborg bei Kopenhagen. Goldbelag einer Sonnenscheibe. Aus einem Mannesgrave.

3. B. die runde Scheibe, das Radkreuz, die Spirale für den Sonnengott, nicht nur bei Heiligtümern, sondern auch bei Gegenständen für das tätige Leben Verwendung fanden, so traten anderseits neben diesen heiligen Sinnbildern der Gottheiten auch Götter in Menschengestalt auf. So stellen ja auch wir Christus teils durch das Sinnbild des Kreuzes, teils durch das Tierbild des Lammes, teils in Menschengestalt dar und verwenden diese Sinnbilder nicht nur an Heiligtümern, sondern auch an Feiertags- und Alltagschmuck, ja sogar an einfachen Gebrauchsgegenständen.

An erster Stelle steht in der Bronzezeit nach wie vor der Sonnengott, dessen Sinnbild die runde Scheibe ist, die ornamentierte Bronzescheibe, vor allem

aber die goldbelegte Bronzescheibe. Ein kostbares Kultgerät dieser Art ist eine bronzene Sonnenscheibe aus der Gegend von Lund in Schonen, die obere wagerechte Platte einer auf zehn vier Speidigen Rädern ruhenden, senkrecht stehenden Bronzebekleidung für den Oberteil eines runden, hölzernen Altars (Text-Abb. 169, 170). Die eigentliche Sonne ist hier eine ganz kleine, von allem Zierrat freie, glatte Mittelscheibe, die Sonnenstrahlen aber werden durch eine vielfache, konzentrisch gestaltete Wiederholung der Sternzacken dargestellt. Noch reicher und weit mannigfaltiger sind die Sonnenornamente der goldenen Scheiben, die wir aus Seeland (Textabb. 171, 172 und Taf. XVIII, Abb. 173) und Holstein kennen; sie bieten einen reichen Wechsel aller der Sinnbilder, die überhaupt für die Sonne üblich waren. Im Mittelpunkt erscheint die wiederum ganz klein gehaltene eigentliche Sonne als achtstrahliger Stern, dessen Zwickel mit Punktbüscheln gefüllt sind, oder als vier Speidiges Rad. Um diese Sonne legen sich in reicher Fülle Kreisbänder von kleinen und großen konzentrischen Kreisbüscheln oder Spiralen, Zickzacklinien und, besonders häufig, radial gestellten Strahlen.

Uns Deutschen, die wir nur ganz ausnahmsweise und auf kurze Zeit der Sonne ins blendende Antlitz zu sehen vermögen, und wenn wir Städter sind, sie meist nur in der Gestalt kennen, die sie hoch am Himmelszelt hat, nicht aber die sie beim Aufgang oder Untergang zeigt, uns kommt die alt-

germanische Wiedergabe der Sonne vielleicht unnatürlich vor. Sie ist es aber durchaus nicht, sondern im Gegenteil das Sonnenbild ist von unseren Dorfahnen, welche die Mitternachtssonne alljährlich längere oder kürzere Zeit sahen oder den Gegenden der Mitternachtssonne wenigstens sehr viel näher wohnten, als wir, in ganz vorzüglicher Naturtreue, wenn auch, da es sich um ein ornamentales Bild handelt, ein wenig stilisiert ausgeführt. Um die Natur wahr wiederzugeben, muß man mit Maleraugen in sie hineinblicken. Künstleraugen sehen hier anders und mehr, als ein gewöhnliches Stadtkind von heute. Darum erregte eine Malerei des bedeutenden norwegischen Malers Edvard Munch meine höchste Teilnahme: ein Bild der Sonne (Abb. 177, Taf. XIX). Erstaunlich wie dieser Künstler, der von der Bronzezeit der Germanen wohl keine besondere Kenntnis besitzen dürfte, die nordische Sonne genau so gesehen hat, wie unsere alten skandinavischen Dörpäter aus der Bronzezeit: in der Mitte eine kleine gleichmäßig leuch-



Abb. 172. Trundholm, Seeland. Sonnenscheibe, nicht vergoldete Seite.

tende Scheibe, um sie herum in immer weiteren Abständen die breiten leuchtenden Kreisbänder, die aussehen, wie die Ringe des Saturn, endlich vom Mittelpunkte radial ausgehend nach allen Seiten eine Fülle von Strahlen, unter denen sich aber deutlich abheben die vier besonders breiten Speichen des Radkreuzes.

Ich habe in einer anderen Schrift gezeigt, daß in diesen Anschauungs-Kreis auch die großen und dabei so schönen Holzschalen gehören, die in Schleswig-Holstein und dem angrenzenden Jütland in Männergräbern aus der Mitte unserer Periode II gefunden werden (Abb. 178, Taf. XX). Ebenso ist dies der Fall mit dem ältesten getriebenen Bronzegefäß Europas, das eine den Holzschalen nachgebildete Bronzetaße ist, deren einheimisch-germanische Arbeit für mich außer Zweifel steht (Abb. 179, Taf. XX). An beiden Gefäßarten, den aus Holz, wie den aus Bronze, zeigt der Boden den achtstrahligen Stern, bei der Holzschale in einer ganz neuzeitlich anmutenden Technik, nämlich durch Einbrennen hergestellt, außerdem an den Rändern mit feinen Zinnstiftchen beschlagen, wie auch die eingebrannten Querbänder der Wandung, die Henkelränder und der Schalenrand mit Zinnstiften eingefäumt sind. — Auch in der jüngeren Bronzezeit zeigt der Boden der kleinen goldenen dem Sonnendienste geweihten Schöpffschälchen dasselbe achtstrahlige Sternmuster (Abb. 180, Taf. XX).

Diese prachtvollen goldbelegten Sonnenscheiben sind auf germanischem Gebiete von einzigartiger Größe, denn sie erreichen einen Durchmesser von 35 cm: dies ist das Maß der in Textabb. 171 wiedergegebenen Scheibe. Auch in dem goldreichen Irland tritt der Goldbelag der bronzenen Sonnenscheiben nicht selten auf; doch ist die ornamentale Ausstattung dieser Scheiben weit dürftiger und eintöniger und dann überschreitet sie niemals einen Durchmesser von 7 cm. Zu dieser ungermanischen Gruppe gehören zwei Goldscheiben irischer Art aus dem damals keltischen Gebiete Westdeutschlands; sie kamen in einem Wormser Mannes-Grabe zum Vorschein und besitzen nur einen Durchmesser von 6 cm (Abb. 174, Taf. XVIII).

Während nun diese Wormser Sonnenscheibe für jede ihrer beiden Seiten einen besonderen Goldbelag und zwar beidemale genau den gleichen besitzt, zeigt die Sonnenscheibe aus Trundholm (Taf. XVIII), die aus zwei gegeneinander leicht gewölbten Bronzeplatten zusammengesetzt ist, nur auf einer Seite den Goldbelag, der den Sonnenglanz andeutet, wogegen die andere Seite unbelegt geblieben ist und auch eine abweichende Ornamentgestaltung (Textabb. 172) trägt. Da es sich hier um das vollendetste Kunstwerk der älteren Bronzezeit, ja man kann sagen der gesamten Bronzezeit Europas handelt, so ist das Fehlen des Goldbelags auf der anderen Seite der Scheibe nicht auf Goldarmut oder auf Sparsamkeit zurückzuführen, sondern hatte seinen bestimmten Zweck. Aber welchen? Nach der neuerdings ausgesprochenen Meinung des norwegischen Gelehrten Just Bing stellt die

unbelegte Seite der Scheibe den Mond dar. Indes bliebe dann unerklärt, daß auch auf der „Mond“seite sich der ringförmige Kupferdraht befindet, der auf der „Sonnen“seite dazu bestimmt ist, den Goldbelag an seiner Kante in eine Ritze unter den besonders gegossenen, erhabenen Bronzering einzu- zwängen, der die verzierte Bronzescheibe umgibt. Dieser Bronzering ist selbst wieder der innere Rand eines breiten Bronzbandes, das als äußerster Umlauf die beiden verzierten Innenplatten zusammenhält und zu einer doppelseitigen Scheibe vereinigt.

Außerdem sehen wir hier ein Pferd, das weitaus beste Tierbildwerk der Bronzezeit, dem selbst die mykenische Kultur nichts Besseres, kaum etwas Gleiches in Tierplastik und in figürlicher Rundplastik überhaupt gegenüberstellen kann. Wenigstens auf dem griechischen Festlande nicht; für Kreta wäre allerdings auf die noch um einige Jahrhunderte älteren, noch vollendeteren Fayenzen der Kamareszeit, wie die säugende Ziege, zu verweisen. Doch steht ja die kretische Kultur in Europa ganz fremdartig da. Bedauerlich ist, daß der Einsatz des küllenförmig gestalteten Schwanzstumpfes verloren ist, der gewiß aus natürlichem Pferdehaar bestand. Die Vorderbeine sind etwas kürzer, als die Hinterbeine gebildet, der Rücken hierdurch annähernd wagerecht geworden. Zu bemängeln ist, daß die Beine zu rund, zu steif und darum ohne jede Bewegung, ohne Leben gehalten sind und daß der Kopf durch die überwuchernde Ornamentik der Sonnensymbolik an Natürlichkeit stark eingebüßt hat, obwohl selbst die Nüstern nicht vergessen worden sind. Ich habe den Eindruck, daß dies Kunstwerk bereits in den Übergang von Periode II zu Periode III gehört: der stark stilisierte Kopf läuft nämlich nach dem Maule hin bereits so spitz zu, wie es im besten Teil derjenigen Periode, die ich II c nenne, noch nicht der Fall war. Das zeigen die Pferdekopfsgriffe der Rasiermesser dieser Zeit (Abb. 175, 176, Taf. XVIII).

Das Pferd ist mit der Sonnenscheibe durch eine Leine verbunden, die in einer jetzt durchgebrochenen Öse am Halse des Pferdes und einer zweiten am Vorderrande der Sonnenscheibe befindlichen, gleichfalls jetzt durchgebrochenen Öse befestigt war. Es ist keine Frage, wie ich gegen Bings Ansicht bemerkte, daß das Pferd, wenn auch sein am Halse dargestelltes Riemenzeug mit der Halsöse und der Leine in keiner Verbindung steht, dennoch die Sonne zieht, genau so wie im Rigveda das Sonnenpferd Etāca die helle Sonnenscheibe zieht, und wie es, was noch weit näher liegt, auf westschwedischen Sessenzzeichnungen der nämlichen Zeit, aus der das Trundholmer Heiligtum stammt, zweimal dargestellt wird (Textabb. 181). Das Rädergestell, worauf Sonnenscheibe und Roß gesetzt sind, hat allerdings nicht das mindeste mit dem Sonnenwagen zu tun, der die Sonne über das Himmelszelt führt. Der Sonnenwagen des Helios, Apollo und Phaëton ist eine griechische Darstel-



Abb. 181.
Kalleby, Tanum,
Bohuslän.



Abb. 182. Norra Trättelanda, Tanum.
Der Sonnengott und sein Begleiter
mit Radkreuz.

lung, die erst im 7.—6. Jahrhundert vor Chr. aufkam, während wir uns mit den goldenen Sonnenscheiben und dem Trundholmer Heiligtum im 15. Jahrhundert vor Chr. befinden. Vielmehr liegt in Trundholm ein einfacher Prozessionswagen vor, dessen berühmtestes Beispiel der im Frühling umziehende Wagen der Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus ist.

Wie die auf dem Trundholmer Wagen befindlichen Gottheiten in Menschengestalt aussehen, darüber haben uns erst neuerdings die Forschungen des schon genannten Norwegers Just Bing bestimmtere Aufklärung gebracht. Und zwar aus den Felsenzeichnungen



Abb. 183. Aspeberg, Tegneby, Tanum (Ausschnitt): (oben links) der Sonnengott und sein einarmiger Begleiter mit Radkreuz vor Schiffen, Pferden, Rindern, Hirsch, Viehhirt, Pflüger, Bogenschützen. — Unten links: Der Gott mit den großen Händen und mit einem Pferdekopf auf dem Phallus vor einer Reihe Schiffe.

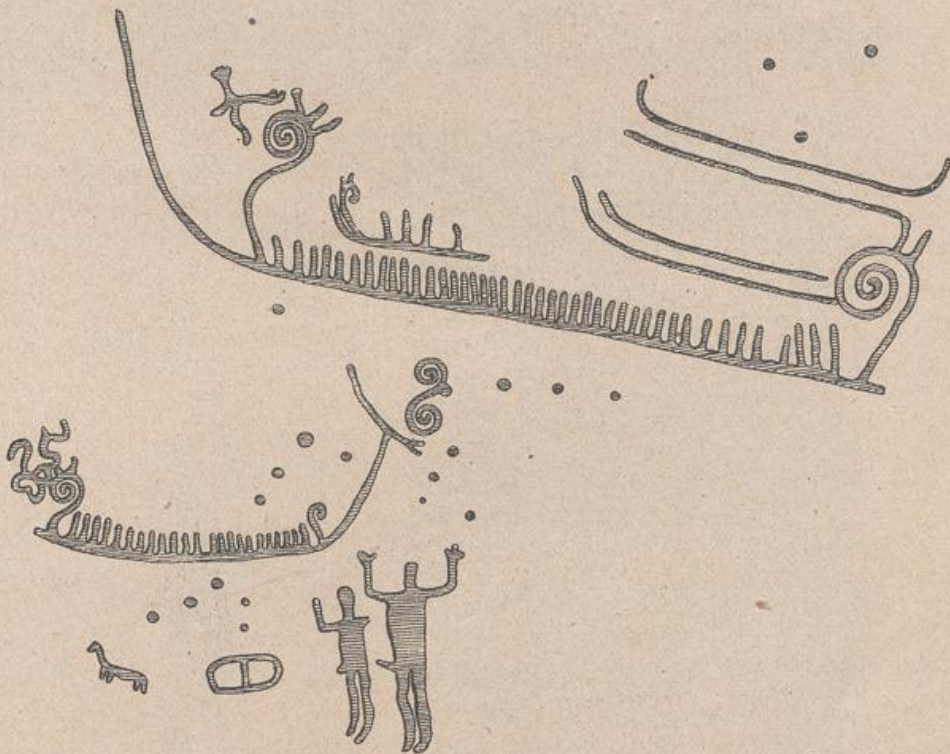


Abb. 184. Bada, Brastad: Pferd, Schuhsole, der Sonnengott und sein einarmiger Begleiter unter Doppelspirale und Schiffen.



Abb. 185. Bada, Brastad (Ausschnitt: vgl. Abb. 209). Links: der Sonnengott, der auf 2 Stangen das von einem Ringe umgebene Radkreuz trägt; neben ihm sein Begleiter (Mondgott). — Rechts: der Pferdsgott mit Ring und Spirale (Morgenröte); darunter eine Schuhsole und ein Gott, dessen beide Arme in Pferde auslaufen (Altis).



Abb. 186. Brede, Brastad (Ausschnitt): Der Sonnengott mit seinem einarmigen Begleiter und der Gott mit den großen Händen, jeder an seinem Schiffsstevan.

im Küstengebiet der westschwedischen Provinz Bohuslän, nördlich von Göteborg, etwa von Uddevalla bis nahe an die norwegische Grenze bei der Festung Frederikshall. Die Hauptrolle in diesen Felsenzeichnungen spielen



Abb. 187. Litsleby, Tanum. Der „Riese“ mit dem Speer; links vor seinem Knie ein Ring mit einem kleinen Pferd.



Abb. 188. Bada, Braästad. Der „Schuhmacher“ (Artgott).



Abb. 189. Kinnefulle, Västergötland. Artgott mit großer Hand neben Ring und Sonnenrad.

religiöse Darstellungen, die vielleicht eher zauberischen Zwecken dienten, als daß sie ein Epos in Bildern sein sollten. Diese zu Tausenden an den Granitwänden des südlichen und mittleren Skandinaviens entdeckten Zeichnungen sind tatsächlich in recht unvollkommener Technik, nämlich durch allmähliches

Abklopfen der Oberfläche des harten Gesteins hergestellte eingetiefte Dollbilder (also nicht bloße Umrißlinien) von menschlichen Gestalten, Tieren und heiligen Zeichen. Das Pferd von Trundholm beweist, daß die Tierbilderei damals auf hoher Stufe stand. Die Selsenzeichnungen dagegen sind jedes künstlerischen Wertes bar, sondern rein handwerksmäßige Erzeugnisse — was sich schon wegen ihrer Massenhaftigkeit und ihrer gleichmäßigen Verbreitung über so gewaltige Landesstrecken von selbst versteht. Dennoch erregen sie inhaltlich unsere höchste Teilnahme, zumal sie, zum Teil wenigstens, unserer berühmten Periode II der Bronzezeit angehören (was neben manchem anderem durch die Form der Ortbänder bewiesen wird; vgl. Textabb. 157 und 114, Nr. 26).



Abb. 190. Hvitlycke, Tanum (Ausschnitt). Die „Hochzeit“ (dabei der einsegnende Artgott).

Unter den Göttergestalten fällt besonders auf der große Sonnengott mit seinem Radkreuz oder seiner Spirale, zuweilen auch mit dem Blitzhammer ausgestattet, und neben ihm sein kleiner, meist einarmig dargestellter Begleiter, der Mondgott (Textabb. 182—185, 193). Zu beiden gesellt sich ein Gott,



Abb. 191. Kaukasus: Bronzefigurchen (G. Wille: Kulturbeziehungen Abb. 214b).

der teils durch ein bloßes Pferd (Textabb. 184) oder eine Menschengestalt mit Pferd und oft auch mit Ring (Textabb. 185), teils durch eine Menschengestalt mit hochgehobenen Händen, deren Finger weit gespreizt sind (Textabb. 186), teils als Speergott (Textabb. 187, 193), teils als Artgott (Textabb. 188—190) wiedergegeben wird. Dieser dritte Gott ist sowohl Windgott (Pferd), als Feuergott (Handgott), in beiden Eigenschaften Gott der Morgenröte. Es ist eine dem Altertum geläufige Vorstellung, die Windes-

eile durch das schnelle Pferd und ebenso das in Garben und Strahlen emporflammende Feuer durch die fünf oder auch nur drei gespreizten, oft flammend geschlängelten Finger der Hand des Himmels-, Blitz- oder Feuergottes darzustellen (Textabb. 191). Sonne, Mond und Morgenröte sind innigst gesellt beim Sonnenaufgang: sobald die Sonne aufgehen will, verblaßt der Mond (kleinerer Begleitgott), die rosenfingerige Morgenröte schießt ihre rote Lohe empor (Handgott), und wenn dann die Strahlen der Sonne über dem Horizont in die Höhe schießen, erhebt sich der Morgenwind (Pferdegott). Somit ist es in den Naturerscheinungen durchaus begründet, wenn das Pferd (die Morgenröte) die Goldscheibe (Sonne) nach sich zieht. Aber eben nur



Abb. 193. Kalleby, Tanum.
Götterdreiheit: Speergott
(Morgenröte), Sonnengott mit
Blitzhammer und sein Begleiter
(Mondgott), von dem nur die
untere Hälfte ausgeführt wor-
den ist.

die Morgenröte ist der Vorspann der Sonne! Daß die Sonne den ganzen Tag über von einem Gespann über die Himmelskuppel fortgezogen wird oder gar von einem durch einen Gott in Menschengestalt geleiteten Viergespann, das ist eine Vorstellung, die der Bronzezeit fern liegt und zu der sich die Germanen niemals bekant haben. Doch begreifen wir es nun, wie die Griechen bei allmählicher völliger Verdunkelung der ursprünglichen selbständigen Gottesnatur des der Sonne gesellten Pferdes den Gedanken des von Rossen über das Himmelszelt gezogenen, vom Sonnengott gelenkten Sonnenwagens ausbilden konnten. Die aus der älteren Bronzezeit für die Germanen bezeugten Vorstellungen über die Sonnengötterdreiheit müssen also Gemeingut aller Indogermanen, zum mindesten aller Nordindogermanen gewesen sein.

Der durch das Pferd dargestellte Windgott, der zugleich Speergott ist, stellt eine offenkundige Vorstufe des späteren Wodan dar, dessen Name noch auf die ursprüngliche Eigenschaft seines Trägers als Windgott hinweist, dessen Roßnatur in seinem achtbeinigen Roß Sleipner fortlebt und dessen verhängnisvoller Speer aus der Siegfriedsage und sonst bekant genug ist. Die andere Seite des alten Pferdegottes, seine Eigenschaft als Gott der Morgenröte, als Feuergott, zugleich auch Fruchtbarkeitsgott, scheint in dem späteren Freyr fortzuleben: beiden Göttern ist die Führung der Art gemeinsam. Ja das Sinnbild der Art ist bei Freyr so unzertrennlich von seiner Gottheit geworden, daß der hlg. Olaf, der christliche Nachfolger des Freyr in Schweden, noch lange Zeit mit einer langgeschäfteten Art abgebildet wurde. Und ebenso hat sich der Sonnen- und Blitzgott allmählich zu Thonar weiterentwickelt. Sein Hammer, das Sinnbild des Blitzes, erscheint schon auf den Selsenzeich-

nungen (Textabb. 193) und das ihm gehörige Bodsgespann ist nichts als ein Nachklang seiner eigenen ursprünglichen Bodsgestalt, die mit seiner Eigenschaft als Blizgott zusammenhängen muß und auf den Selsenzeichnungen teils in voller realistischen Treue, teils wenigstens durch ein deutliches Bodshaupt des sonst schon menschlich gestalteten Gottes (Textabb. 194 bis 196) gekennzeichnet wird. Und der dritte Gott, der Mondgott, weist durch seine Einarmigkeit auf den späteren Tyr (Tius), dessen Hauptberuf das Walten als unsichtbarer Leiter des Things oder Dinges war, jener Volksversammlung, die die Germanen noch zu Tacitus Zeiten nur bei Vollmond oder bei Neumond abhielten. Daher wird der ihm heilige Tag (engl. Tuesday = Tag des Tius), den wir in Wortentstellung jetzt Dienstag nennen, in manchen Gegenden noch richtig „Dingstag“ genannt.

Aber noch ein Götterpaar erscheint häufig auf den Selsenzeichnungen, dessen Verehrung nicht mit dem Wechsel von Tag und Nacht, sondern mit dem



Abb. 194. Löfåsen, Tanum. Abb. 195. Tufvåne, Tanum. Abb. 196. Tospa, Tanum.
Abb. 194—196. Der Bodsgott mit Blizhammer (Thor), in Abb. 196 mit dem Sonnenzeichen.

Wechsel von Sommer und Winter zusammenhängt. Es ist das Brüderpaar der reitenden Dioskuren oder besser der wandalischen Alkis, jener beiden Wechselgötter, die auf den Selsenzeichnungen in Gestalt von zwei Pferden öfters wiederkehren (Textabb. 185).

Schon vor neunzehn Jahren konnte ich als eines der noch weit früher von mir errungenen Ergebnisse meiner siedlungsarchäologischen Forschung die Erkenntnis mitteilen, daß die eigentlich germanischen Stämme erst in der älteren Bronzezeit, genauer seit Beginn der Periode I und besonders während der Periode II, also seit etwa 1800 vor Chr., aus Südschweden, Dänemark und Schleswig-Holstein in das damals entvölkerte Nordwestdeutschland eingezogen sind. Es war eine merkwürdige, mir nicht unwillkommene, weitere Bestätigung meiner Erkenntnis, als im Herbst 1907 in einem Hügel bei Anderlingen, Kreis Bremervörde, Provinz Hannover, eine Steingruft aus der Zeit um 1600 vor Chr. (Bronzezeitperiode II b) gefunden wurde, deren südlicher, besonders sorgfältig abgepaltenener und ein-

gefügter Tragstein auf der Innenwand drei ganz in skandinavischer Technik eingemeißelte menschliche Gestalten aufwies (Abb. 197, Taf. XXI). Zu ihrer Erklärung zog ich damals sogleich die skandinavischen Felsenzeichnungen als Parallele heran. Die beiden größeren, links befindlichen Männer liegen etwa 2—3 mm tief in der Wandfläche und haben eine Höhe von 50 cm, die



Abb. 198. ²/₃. Jütland: Rasiermesser (G. Wille: Kulturbeziehungen Abb. 112).

rechte Figur ist etwas weniger tief hineingearbeitet und kleiner. Wir erkennen in der ersten Gestalt links sofort den Feuergott und Gott der Morgenröte an seinen großen Händen mit den gespreizten Fingern (Freyr), ebenso in der Mitte einen Gott mit hoch erhobener Waffe, der schwerlich der Art-



Abb. 199 (Nr. 4).

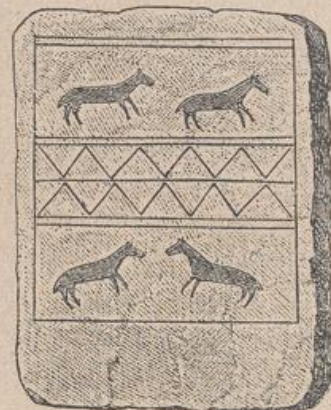


Abb. 200 (Nr. 3).

Kivik, Skonen.
1,20 m hoch.

gott sein kann, da dieser ja Eins und dasselbe ist mit dem Gott mit den großen Händen; eher der Hammergott, also der Blitz- und Sonnengott (Thonar). In der rechts stehenden kleineren, leider recht undeutlichen Figur würde man zunächst den einarmigen Begleiter des Sonnengottes vermuten. Hähne meint indes, sie scheine ein langes Gewand zu tragen. Sollte diese Deutung richtig sein, so käme der Gedanke zur Erwägung, ob wir hier eine solche Figur vor uns haben, wie sie auf zwei Steintafeln des berühmten Kivik-Grabes

mehrfach zu sehen sind: Priester in weiblicher Tracht. Einen solchen Priester erwähnt Tacitus als Pfleger des wandalischen Kultes eines göttlichen Brüderpaares, Alkis mit Namen, das er den griechischen Dioskuren gleichsetzt, weil es wie die Dioskuren jugendliche Reiter, Lichtgötter und Schützer der Schifffahrt waren. Von den Alkis kannten wir bisher nur eine Darstellung auf einem Rasiermesser der jüngeren Bronzezeit, wo sie mit erhobenen Armen und Strahlenfranz um das Haupt in einem heiligen Schiffe sitzen (Textabb. 198).

Nunmehr kennen wir durch Bing auch Darstellungen dieses göttlichen Reiterpaares, wie sie in der älteren Bronzezeit üblich waren. Einmal von den

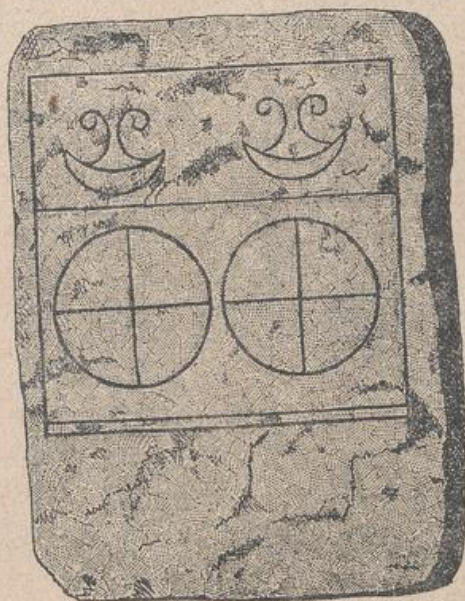


Abb. 201 (Nr. 6).

Kivik, Schonen.
1,20 m hoch.



Abb. 202 (Nr. 7).

Felszeichnungen her und dann von den Zeichnungen der Innenwände der Steinplatten der genannten Grabkammer aus einem Hügel zu Kivik bei Cimbrishamn an der Ostküste von Schonen. Außer zwei Steintafeln mit Sonnemädern und Mondsieheln (Textabb. 199, 201) sehen wir eine Tafel mit doppelter Darstellung eines Paares von Rossen (Textabb. 200), die in der oberen Reihe in derselben Richtung hintereinanderher sich bewegen, in der unteren Reihe aber gegeneinander gefehrt sind. Dieses Rossespaar sind die göttlichen Reiter selbst in der Vertretung durch ihre Tiere, wie das eine Pferd (Sleipner) den Sturmgott (Wodan) vertritt und der Bock den Blizgott (Thonar). Das Alkispaar sind Wechselgötter und bald ein eng verbundenenes, bald ein feindliches Brüderpaar: eine Spiegelung des Wechsels

der beiden großen Jahreszeiten im nordischen Naturleben, des Sommers und des Winters. In der späteren Sage fällt der eine der Brüder in ihrem Zweikampfe, der andere heiratet des Gefallenen Witwe, beider Sohn erhält wiederum des Gefallenen Namen und verdrängt nun seinen Vater, so daß der ewige Kreislauf der Lebenserneuerung damit geschlossen ist.

Während eine Steintafel des Kivikgrabes (Textabb. 202) das Rossebrüderpaar im Zwiegespann zeigt, auf dessen Wagen ein Lenker sich be-



Abb. 203 (Nr. 8; zerstört; teilweise wieder aufgefunden).



Kivik, Schonen. Abb. 204 (Nr. 1; verloren).
1,20 m hoch.

findet, zeigt das Bild der Steinplatte aus dem Dillfarahügel genau dasselbe Zwiegespann, aber ohne Lenker (Textabb. 205), ein Beweis, daß wir es hier nicht mit einem gewöhnlichen Zwiegespann, sondern eben mit einem göttlichen Pferdepaar zu tun haben. Die verhüllten Gestalten der Priester der unteren Reihe der Textabb. 202 kehren wieder auf der Steinplatte Textabb. 203. Die Platte der Textabb. 204 zeigt zwei große Ärte, wie sie der Pferddegott der vorher behandelten Götterdreiheit der Sonnenverehrung in seiner Gestalt als Artgott (Sreyr) zuweilen trägt. Eine Felsenzeichnung von Ryland (Textabb. 206), bei der sowohl die Sonnengötterdreiheit, und zwar durch eine Doppelspirale (Sonne und Mond) und ein Pferd (Handgott), als auch die beiden Alfis-Brüder dargestellt sind, und

zwar so, daß der eine nach oben, der andere nach unten gefehrt ist, und sie mit den Köpfen gegensätzlich aufeinanderstoßen, ist ein deutliches Abbild

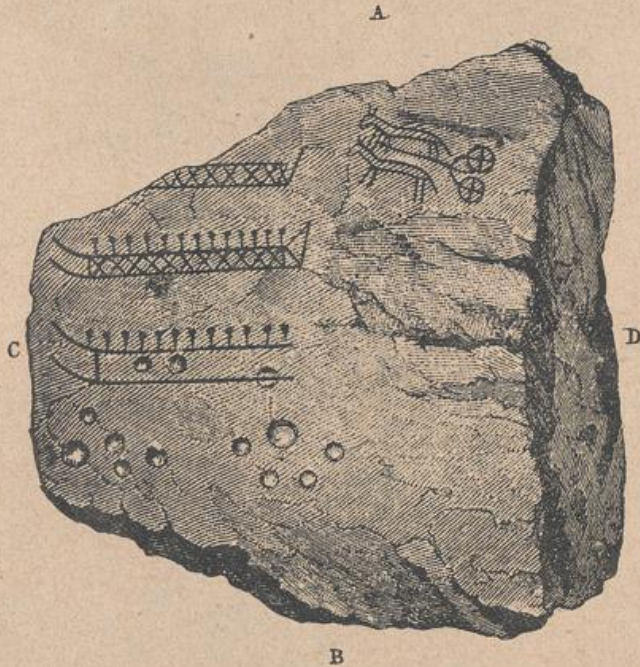


Abb. 205. Etwa 1 m breit. Dillfara, Schonen.
Neuere Untersuchung des Bildes hat auch hier den früher nicht bemerkten Wagenlenker des Mythos vom Sommer- und Wintergrafen: der eine von ihnen weilt in der Unterwelt, so lange der andere die Herrschaft auf der Oberwelt ausübt.

Indes, Sonne und Jahreszeiten sind zwei Naturdinge, die im Denken des nordischen Menschen einander nicht unnahbar fern, sondern im Gegenteil recht nahe stehen und daher auch ineinander fließen und schließlich verschmelzen können. Das zeigt sich auch im Gottesdienste: die Götterdreieheit der Sonnenverehrung verbindet sich mit dem Götterpaar, das als Maigraf und Wintergraf auftritt. Die Felsenzeichnungen zeigen verschiedene Stufen der Verschmelzung dieser beiden Kulte, zuerst eine mehr äußerliche, dann eine auch innerlich geistige des Kults und der dahinter liegenden religiösen Anschauung.



Abb. 206. Ryland, Tanum, Bohuslän (nach Almgren).



Abb. 208. Bada, Braistad, Bohuslän.

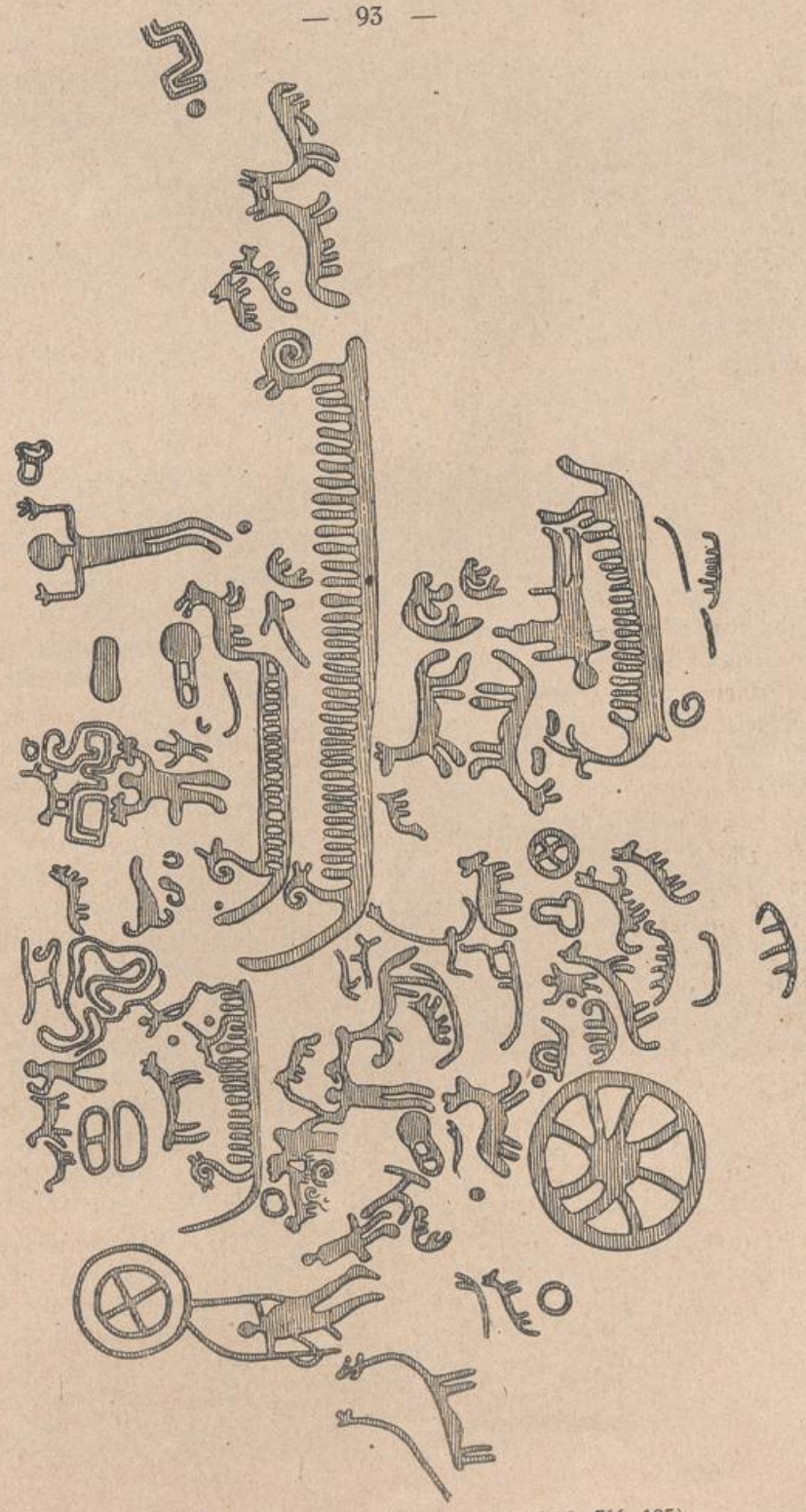


Abb. 209. Bada, Braſtad, Bohuſlän (vgl. Abb. 185).

Dies tritt schon in der eben beschriebenen Zeichnung von Ryland (Textabb. 206), dann auch in einer Zeichnung von Björneröd zutage, wo ein Wagen (= Pferddegötterpaar) von einem Boð (Sonnengott, Thor) und einem Pferd (Pferdegott, Wodan) gezogen wird (Abb. 207, Taf. XXII). Deutlicher noch in einer Felsenzeichnung von Baða (Textabb. 208), wo sich eine Anzahl von Zwiegespannen befindet, deren Pferde jedesmal als Gegenfüßler dargestellt sind, also das göttliche Pferdepaar bedeuten: zu unterst ein Gespann, neben dem zwei menschliche Gestalten in langen Röden, also wohl Alkis-Priester, stehen, weiter Gespanne, wo dem göttlichen Pferdepaar am Wagen sich einmal ein drittes Pferd (Pferdegott, Wodan), ein andermal (oben) eine dreifingerige große Hand (Handgott, Freyr) gesellt.

Und eine richtige Verschmelzung der Götterdreiheit mit dem göttlichen Brüderpaar erkennen wir in einem anderen Bilde von Baða (Textabb. 209). Dort finden wir in der Mitte mehrere Schiffe, davon eines besonders groß ist, über diesem großen Schiff ein kleines und darüber den Handgott, der eine verwickelte Seilschlingung mit den Händen stützt. Die Riesengestalt rechts davon kann nur der Sonnengott sein und der einarmige kleinere Mondgott befindet sich an einer zweiten Seilschlingung, die links von der vorhergenannten sich befindet. Wir treffen den Mondgott (Tius) hier also in seinem eigensten Berufe tätig, eine durch Seilschranken gegen die unheilige Außenwelt geschützte und eingefriedete Versammlung zu überwachen (Thingus). Die Teilnehmer dieser Versammlung sind aber die Glieder der Götterdreiheit, sowie das göttliche Alkispaar, denn rechts vom großen Schiffe sehen wir zwei Pferde sich begegnen, aber in freundlicher Art, denn sie küssen sich. Die Versammlung ist also ein Götter-Thingfest zur Zeit, da der Maigraf seine Herrschaft antreten will, also eine hochheilige Feierlichkeit. Auf der linken Seite wird die bei dieser Feier sich vollziehende Verschmelzung der beiden Kulte der Sonnengötterdreiheit und des Alkispaares in anderer Weise dargestellt: wir haben diesen Teil der Felsenzeichnung schon oben in einem Ausschnitt (Textabb. 185) gesondert betrachtet (S. 83 ff.). Da befindet sich ganz links die Götterdreiheit: der große Sonnengott hält auf zwei Stangen einen Ring, der das Sonnenrad umschließt und neben ihm steht der kleine einarmige Mondgott. Der große Ring ist ja, wie wir wissen, der Vertreter des Pferddegottes, das Sonnenrad aber das Zeichen für den Sonnen- und den Mondgott. Die Vereinigung dieser beiden Sinnbilder ist also an sich schon das Sinnbild der gesamten Sonnengötter-Dreiheit. Rechts neben dem kleinen Mondgott, unter dem kleinen Schiffe, befindet sich eine Göttergestalt, deren beide Arme in Pferde auslaufen. Da es nur eine Gestalt ist, kann es nur der Pferddegott sein, der hier gemeint ist; da er aber mit einem Pferdepaare verbunden ist, so liegt hier eine Erweiterung des Pferddegottes durch das Pferddegötterpaar vor: eine Verschmelzung, die zu einer Vergrößerung geführt hat. Aber der

Darsteller konnte sich gar nicht genug tun. Denn gleich unter dem großen Schiffe finden wir nochmals ein Bild des Alkispaares und nun in Gestalt eines freien Pferdepaares, das wiederum gegenfüßlerisch dargestellt ist, ähnlich wie wir es bei den beiden menschlichen Gestalten in der Zeichnung von Ryland (Tertabb. 206) kennen gelernt hatten. Wenn das eine der beiden Wesen auf die Oberwelt kommt, muß das andere zur Hel hinabsteigen; also wiederum die Betonung der Eigenschaft als Wechselgötter, als Verkörperung von Sommer und Winter. Und zu guter Letzt dasselbe nochmals in einem Sinnbilde: rechts neben dem Pferdepaar eine liegende Menschengestalt, ein Verstorbener, aus dessen Brust ein kleines Menschenkind sich erporringt. Es ist der junge Frühling, der von dem erschlagenen Winter sich loslöst, jenes wunderbare Sinnbild der ewigen Verjüngung und Erneuerung allen Erdenlebens, dessen ergreifendste Wiedergabe heutige Künstler (wie man es 1914 auf der Darmstädter Ausstellung sehen konnte) in der Fassung geben, daß ein Neugeborenes auf dem Schoße der sterbenden Mutter — mit einem Apfel spielt: Werden und Vergehen.

Bing, dem wir die Deutung der Zeichnung von Backa in der Hauptsache verdanken, möchte im Anschluß an meine Erkenntnis des allerdings nur teilweisen Ursprungs der Wechsel-Germanen (Ostgermanen) aus Südschweden her [um 700 vor Chr.] schon eine weit ältere Scheidung der südschwedischen Germanen in eine Ostgruppe (in Schonen und an der Ostküste) und eine Westgruppe (an der Nordwestküste, besonders in Bohuslän) annehmen und gibt den Ostschweden (Kivik, Villsfara) den Kult der Dioskuren, den Westschweden (Bohuslän) den der Sonnengötter-Dreierheit zu eigen. Indes vermag ich bis jetzt keine archäologische Unterlage für eine solche Stammescheidung in Schweden selbst zu erkennen, wenn man eben von diesen beiden Kulturen abzieht, für die ja erst bewiesen werden soll, daß jeder sein besonderes Ursprungs- und Verbreitungsgebiet in Südschweden hatte. Und dann sind diese beiden Kulte nicht solche, die einander vertreten können, sondern solche, die sich ergänzen und die meines Erachtens beide als allgemein germanisch angesprochen werden müssen. Daß sie in Bohuslän in der jüngeren Bronzezeit die Neigung zur Verschmelzung zeigen, hat nicht zur Folge, daß sie nun überall verschmelzen, und noch weniger, daß sie dauernd verschmelzen. Vielmehr steht der Alkiskult bei den wandalischen Naharvalen in Schlesien noch im ersten Jahrhundert nach Chr. in voller Reinheit da und in der Harlungensage lebt er weiter bis tief ins Mittelalter hinein.

Wir sahen, wie lebendig hinter den persönlichen Gestalten der germanischen Götter noch die Naturmächte stehen, aus denen sie erwachsen sind. Das bezeugen ihre Sinnbilder, die teils noch rein ornamental, teils als Tiere gestaltet sind. So laufen diese drei Stufen der Anschauung nebeneinander her: ornamentale, tierische, menschliche Gestaltung. Und nicht anders spiegelt es sich noch in den Berichten der Römer über die germanische Götterwelt.

Cäsar spricht von der Sonnengötter-Dreierheit und ebenso Tacitus, allein jener faßt sie als Naturmächte: Sonne (Thonar), Mond (Tius) und Feuer (Freyr = Wodan), dieser als rein persönliche Gottheiten: Hercules (Thonar), Mars (Tius) und Merkur (Wodan).

Und wenn die Germanen von Alters her eine fünftägige Woche hatten — lange vor dem spätrömischen Einfluß, der ihnen die siebentägige Woche aufdrängte —, so kann es nach den späteren Namen nicht zweifelhaft sein, daß die alte Götterdreierheit dreien dieser Tage den Namen geliehen hat und der vierte von der alten Fruchtbarkeitsgöttin Frija (= Venus) herrührt. Nur der fünfte Name der alten, wohl schon altbronzezeitlichen Woche fehlt uns. War dieser Name vielleicht schon vor der Zeit des römischen Einflusses außer Brauch gekommen, weil der Gott allmählich einen den andern Göttern und den Menschen zu feindlichen Charakter angenommen hatte? Verbirgt sich hinter Saturn (engl. Saturday) etwa der germanische Loki als jener fünfte Gott? Oder hatte das göttliche Brüderpaar, die Alkis, diesem Tage einst seinen Namen gegeben? Das sind Fragen, aber die Sprachforscher, die sich mit den volkstümlichen Namen der Wochentage schon so viel beschäftigt haben, betrachten sie gewiß gern einmal auch unter dem Gesichtspunkt einer uralten vorgeschichtlichen Entstehung. Bisher freilich haben die ausschließlich philologisch geschulten Erforscher der germanischen Mythologie die Denkmälerkunde in einer Weise vernachlässigt, wie sie der Mangel an archäologischer Erziehung allein noch nicht zu entschuldigen vermag.

Es ist hier der Ort, auf eine Erinnerung aus der Zeit hinzuweisen, als ich meine Universitätsstudien abschloß. Damals, es war im Jahre 1879, machten zwei norwegische Gelehrte den Versuch, mit dem Aufwande schwerster Gelehrsamkeit eine durch Neuheit und Eigenart vielerorts bestehende, trügerische Ansicht über die Entstehung der nordischen Göttersage zu begründen. Diese neue Ansicht richtete sich gegen die Edda als selbstwachsenes Eigentum der Nordgermanen, sah insonderheit in der *Völuspá*, jenem rein heidnischen Gedichte, das die letzte uns verbliebene, höchste Blüte der ganzen altgermanischen religiösen Weltanschauung bedeutet, nichts als eine Nachbildung der griechischen sibyllinischen Dichtungen, die durch Vermittlung der keltischen Iren in der Wikingerzeit dem skandinavischen Norden bekannt geworden sein sollen. Sie richtete sich demnach gegen die Echtheit der ganzen germanischen Mythologie und macht sie zu bloßer Entlehnung und Überarbeitung griechisch-römischer und orientalischesemitischer Mythen und Legenden; sie legte die Art an den Riesenbaum urzeitlich gemeingermanischer Mythe, von dem uns leider einige herrliche Blüten nur erhalten, hauptsächlich aus den im nordischen Boden wurzelnden Trieben ersprossen. Die Edda ist als Gedicht eine norwegische Schöpfung und es ist bezeichnend für germanisches Wesen, daß gerade zwei Norweger es waren, Bang und Bugge, die ihrer Heimat das angestammte Kleinod rauben

wollten. Ebenso bezeichnend aber ist es, daß es ein Deutscher war, der — nicht den Norwegern zwar, noch den Scandinaviern nur, sondern der Gesamtheit der germanischen Welt den gemeingermanischen Urzeitbesitz religiöser Weltanschauung zurückerwarb und für alle Zeiten sicherte: mein unvergeßlicher Lehrer Karl Müllenhoff. Mit einer Art Scham und Inarimm zugleich gedenke ich noch heute des offen bekannnten innern Jubels oder wenigstens Behagens, mit dem Vertreter der klassischen Geschichte in Deutschland vor diesem nur zu bald gestürzten Altar südeuropäischer und orientalischer Anbetung ihr Knie bogen. Wie sollte im Hirn der „rohen Germanen“ überhaupt so etwas wie religiöse Mythen, Göttergestalten, Weltanschauung von selbst entstehen? Was wir davon bei Tacitus lesen, beruhe auf nichts anderem als auf Entlehnung aus der römischen Kulturwelt. Schon was Cäsar über germanische Religion berichtet, zeige, daß die Germanen seinerzeit erst am allerersten Anfange der Bildung religiöser Vorstellungen ständen. So oder ähnlich äußerten sich damals die Herren Klassiker, vorsichtigerweise aber nur in Gesprächen; heute möchten die noch Überlebenden unter ihnen wohl nicht ganz gerne daran erinnert sein.

Freilich es gilt ja bei den heutigen Germanen, nicht bloß bei den Deutschen, sondern ganz ebenso bei den Scandinaviern, stets für ein besonderer Held der Wissenschaft und kann stets auf offene Ohren, ja auf begeisterte Zustimmung rechnen, wer mit der scheinbar schärfsten Lauge kritischer Begabung dem Wahn, daß unser Volk alte Kulturwerte besessen und geschaffen hat, zu Leibe geht. Es hat sich dann freilich meistens, früher oder später, herausgestellt, daß die überkritischen Zweifler einen zu kleinen Horizont gehabt haben, daß sie über dem Haften am Einzelnen den weiten Blick für das große Ganze verloren oder nie besessen hatten, mit einem Worte, daß sie im Grunde nichts weniger als Genies, sondern kleine, kurzsichtige Geister waren. Aufzubauen, diese Gabe war ihnen versagt, und im Niederreißen, wozu sie Begabung zeigten, war ihnen der nie welkende Lorbeer andauernden Erfolges nicht beschieden. Aber sie empfanden den Kitzel, als Apostel der „vorurteilslosen“ Wahrheit zu gelten, denen es nicht verschlägt, das eigene Volkstum zu opfern, wenn nur das Quentchen der Ergrübelungen ihres unbestechlichen wahrheitsuchenden Scharffinnes in hellem Glanze erstrahlt und von allen denen bewundert wird, die an dem nämlichen germanischen Eitelkeitskitzel leiden.

Die „Klassiker“, die sich zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts über das wieder einmal wissenschaftlich erwiesene Nichts des altgermanischen Eigens nur so kurze Zeit freuen durften; sie mögen sich trösten. Denn sie werden in deutschen Landen nicht kinderlos aussterben, sondern bald Nachfolger finden oder haben sie längst gefunden. Wie sie nicht die letzten ihres Stammes bleiben werden, so waren sie auch bei weitem nicht die ersten. In der Einleitung habe ich geschildert, wie die Hasser und Verächter unseres

germanischen Altertums in den letzten Jahrhunderten ständig wiederkehren. Und die Norweger Bang und Bugge brachten grundsätzlich auch keine neue Ansicht vor; sondern nur eine von neuem versuchte, andersartige Begründung. Ein halbes Jahrhundert vor Bang und Bugge hat sich der Kampf um das Dasein einer germanischen Mythologie schon in ganz ähnlicher Weise abgespielt. Ich kann mir nicht versagen, dies mit den Worten unseres Altmeisters Jacob Grimm zu schildern, wie er sie im April 1844 zu Berlin niedergeschrieben hat.

„Durch eines Römers unsterbliche Schrift war ein Morgenrot in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker zu beneiden haben Die unseren Vorfahren darin beigelegten Götter wurden aus aufgedrungenen römischen Vorstellungen hergeleitet. Statt den Gehalt so kostbarer Angaben mit den sonst zerstreuten Überbleibseln unseres Heidentums emsig zu vergleichen, hatte man nichts Angelegeneres, als auch den Wert dieser wenigen Trümmer zu schmälern und sie für erfunden, erborgt und abgeschmact zu erklären. Was von besonderen Göttern unangetastet blieb, pflegte man, um ihrer bald los zu werden, als gallische oder slawische zu betrachten, wie Landstreicher auf Schub weiter geschickt werden, mag der Nachbar zusehen, was er mit dem Gefindel anfange. Die nordische Edda, deren Anlage, Gestalt und Gehalt entlegenste Vorzeit atmet, deren Lieder ganz anders an unser Herz greifen, als die im Überschwang bewunderte ossianische Dichtung, brachte man auf christlichen und angelsächsischen Einfluß zurück, übersah blind oder gebliffentlich ihren Zusammenhang mit den Spuren des innern deutschen Altertums. In solcher Weise wäre die gesamte deutsche Mythologie auf römische zurückzubringen und es bliebe uns nichts Eigentümliches als der kahle Boden, der die fremde Lehre in sich empfangt. Wozu den Frevel und die Launen dieser Kritik verschweigen? Sie haben dafür Rache genommen, die Nornen Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte (unseres Altertums) sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei.“

So Jakob Grimm in seiner herrlichen „Deutschen Mythologie“.

Etwas weiter sind wir in dem siegreichen Aufbau unserer altgermanischen Kultur heute doch gekommen. Es reden keine Inschriften und keine Papyri und Pergamente zu uns von vorgeschichtlichem germanischen Götterglauben. Aber wenn Menschen schweigen, werden Steine reden: dies gilt auch hier. Und diese Steine sind unsere skandinavischen Felsen und ihre Rede sind die Felsenzeichnungen. Sie erzählen uns, daß, was die Edda im 9. Jahrhundert nach Chr. aus Norwegen und Island uns berichtet, ein Spiegel dessen ist, was die Germanen der alten Bronzezeit um 1600 vor Chr. dachten. Was haben einer solchen Überlieferung Griechen und Römer gegenüberzustellen?

Alles in allem: Unerföpflich scheint der Born der Germanenkunde in den Denkmälern ihrer älteren Bronzezeit zu fließen; und weiter lehrt uns diese Bronzezeit die Wahrheit eines Goeth'schen Wortes über unser Volk auch in ihrer Anwendung auf unsere germanischen Ahnen. 'Es ist', sagt der alte Goethe 1829, 'vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, als die deutsche'.

Aber er schickt voraus die so notwendige, treffende Warnung: 'Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern'. Und auch dieser Ausspruch bleibt wahr, wenn wir ihn auf die Germanen der Bronzezeit anwenden. Denn diese waren in Vorzügen und

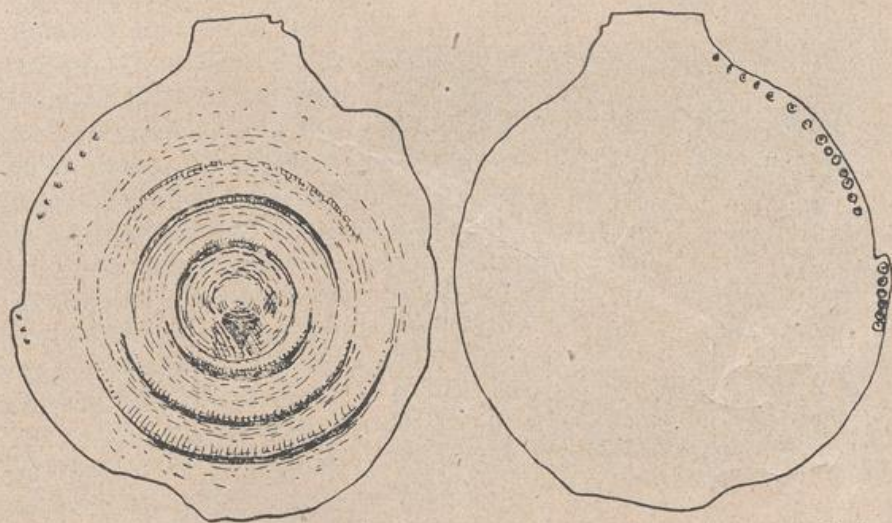


Abb. 211. $\frac{1}{2}$. Lüneburger Gegend. Gegossene Hängeblech (Hängeblech), Vorder- und Rückseite (Lienau: Mannus V, S. 202).

Mängeln dieselben, wie wir heute. Wie wir heute nur zu gern das bewährte eigene Kulturgut unüberlegt fahren lassen, um ein minderwertiges fremdes, das für uns nur den Reiz der Neuheit hat, dafür einzutauschen, so gaben auch die Germanen, die in der frühen Bronzezeit, wie wir schon gehört haben (S. 44), aus Jütland und Schleswig-Holstein nach Hannover einrückten, dort manche der herrlichsten Formen der überlegenen echt nordisch-germanischen Bronzezeit auf, um weniger schöner Ware willen, die ihnen der Bernsteinvertrieb nach den keltischen Gebieten West- und Süddeutschlands als Tauschware in die Heimat brachte und die sie dann lieber nachahmten, als daß sie der angestammten Kunstübung und dem eingeborenen Geschmaack weiter gefolgt wären. Als solche fremde Typen, die bezeichnenderweise fast ausschließlich in das Bereich des weiblichen Schmuckes fallen, wo ja möglichst fremde Neuheiten stets bei uns besonders begehrt waren, wie sie

leider heute wieder besonders begehrt sind, erscheinen Gewandnadeln mit Radnadelkopf, (Abb. 210, Taf. XXIII), die wir bereits in dem keltischen Frauengrabe aus Meiningen, sowie aus Mittelfranken kennen lernten (S. 58 und Abb. 116, Taf. XII; Textabb. 118, Nr. 2), und Gewandnadeln mit geschwollenem Halse, wie aus Süddeutschland Textabb. 118, Nr. 6; Textabb. 119, Nr. 1, 2; Textabb. 120, Nr. 1, 6; Abb. 121, Taf. XIII ganz links; vom Armschmuck längsgerippte Armbänder mit breiteren Stollenenden, wie aus Schwaben Textabb. 119, Nr. 12; ähnliche, weit breitere Armbänder mit stark verjüngten Enden; Armbänder und Armringe mit eingeschlagenem Spitzovalmuster (ähnlich Textabb. 118, Nr. 7); konzentrisch gerippte „Hängetutuli“ wie Textabb. 211, 212 und aus Schwaben Text-

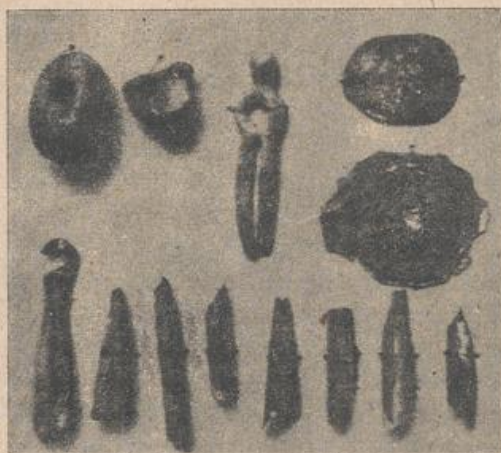


Abb. 212. ^{2/3}s. Hügelgrab Kollhagen, Landkr. Lüneburg (Cienau: Mannus V, Taf. XIV).

abb. 120, Nr. 13; tüpfelförmige Spitzhütchen mit doppelter unterer Durchbohrung, wie Abb. 210, Taf. XXIII und Textabb. 212, untere Reihe. Auch ein landschaftlich so eng begrenzter Typus wie die „hannoversche“ Fibel mit ihren beiderseits herabhängenden Spiralscheiben weist durch ihre Entstehung aus den großen Brillenspiralen, wie sie Abb. 116, Taf. XII in vierfacher Zahl bietet, auf keltischen Einfluß hin. Diesem so mannigfachen fremden Schmuck steht unter den Waffen als ausländische Ware nur

eine einzige Art gegenüber, das bayrische Bronzeschwert mit achtkantigem Griff, wie Textabb. 114, Nr. 23, das allerdings bis in den Mittelpunkt des damaligen Germanenbereichs, nach Dänemark, stärkstens eingeführt wurde und sogar noch in Schweden zum Vorschein gekommen ist.

Dafür ging dann auch manch schöne Bronzewaffe, namentlich vom Typus der Griffzungenschwerte, und mancher germanische gerippte Bronzehalstragen (Abb. 210, Taf. XXIII) ins keltische Gebiet nach Süden, doch selten gelang es einem germanischen Schwerte, bis über die Mainlinie vorzudringen, und die Halstragen kamen nicht über Kurhessen und Thüringen hinaus.

Und ebenso gestalten sich die Dinge bei jenen Germanen, die von Schleswig-Holstein aus das ostelbische Land besiedelten. Nur daß diese Gruppe vielmehr dem fremdvölkischen Einfluß jener schlesisch-posenscher hinter-

pommerischen Bronzekultur sich willig erschloß, die entstand mit der Herausbildung der illyrischen Stämme von Westungarn her bis nach Ostdeutschland während der ältesten Bronzezeit, also gleichzeitig mit dem Einrücken der Germanen in das nordwestlichere Nachbargebiet (s. oben S. 62).

Von den illyrischen Typen erscheinen bei den Germanen in Vorpommern, in der Udermark, in Mecklenburg-Strelitz und im angrenzenden Ostteil von Mecklenburg-Schwerin (bei Waren, Plau, Teterow, Gnoien) häufigst die bandförmigen großen Beinspiralen mit Mittelgrat (Textabb. 132a und Abb. 134, Taf. XV), die „Hängetutuli“ (Textabb. 127, Nr. 5, 6), die Blechgürtel (Textabb. 141, 142), selten die Spitzhütchen (Textabb. 132f, Textabb. 126, Nr. 13 und Textabb. 127, Nr. 13), herzförmige Anhänger (Textabb. 127, Nr. 8) und lange Gewandnadeln, während die „Fußbergen“ und die „Singerbergen“ (Textabb. 128, Nr. 7) zwar besonders stark sich einbürgern, in der Hauptsache jedoch erst in der nächsten Periode der Bronzezeit, Periode III, und nicht nur, wie der andere Schmuck, in den eben genannten germanischen Grenzländern, sondern noch viel weiter westwärts und südwärts durch ganz Mecklenburg, Nordwestbrandenburg und die Altmark. Von hier strömen sie in naherwandter Abart sogar in das thüringisch-feltische Gebiet ein (Abb. 117, Taf. XII unten). Sie fehlen jedoch in dem westlichen germanischen Gebiete von Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein, sowie im ganzen skandinavischen Germanengebiete. — Es ist bei alledem keine Frage, daß dieser den Germanen ursprünglich fremde Schmucktypus auf germanischem Gebiete, soweit er dort Eingang findet, seine schönste, prächtigste Gestaltung erfahren hat (Abb. 213, Taf. XXIII).

Hingegen übernimmt das ostdeutsch-illyrische Gebiet von den Germanen nur die schönen Formen der Scheiben- und Spiralkopfnadeln (Textabb. 214), die sich dann dort weiterentwickeln, sowie die kleidsamen und prächtigen längsgerippten Halskragen wie Textabb. 114, Nr. 34; Abb. 210, Taf. XXIII und Textabb. 132b, die ebenso wie zu den Kelten Kurhessens und Thüringens, so auch zu den Illyriern Hinterpommerns vordringen, doch nur bis an die Persante, also etwa bis zu der Linie, die in der folgenden Periode (Bronzezeit III) die dem Vorstoß ihrer Kunstschöpfungen nacheilende Germanenbevölkerung selbst zu ihrer Ostgrenze macht.



Abb. 214; etwa $\frac{1}{2}$.
Große Gewandnadel mit
gebuckeltem Scheibekopf.
Angermünde, Udermark;
Mus. in Prenzlau.

Seit der Sieg in der Frage der Bronzezeit und der nordischen Bronze-
kultur durch die norddeutsch-standinavische Archäologengruppe errungen worden
war, hat sich das Blatt vielfach gewendet: zwar nicht die norddeutsche, aber
die standinavische und noch viel mehr die dänische Prähistorikerschule fing nun
ihrerseits an, allenthalben südliche Einflüsse an der nordischen Bronzezeit
und nordische Nachahmungen als Folge südlicher Einfuhr aufzuspüren. Es
handelt sich hier nicht nur um solche seltenen Waren, wie Glasperlen oder
getriebene Bronzegefäße, die allgemein als teils aus Italien stammend, teils
von noch weiter her über Italien zu uns gekommen angesehen werden,
sondern um Formen und Zierweisen, die geradezu den nordischen Stil selbst
ausmachen.



Abb. 215. Spiralmuster in Griechenland (nach Montelius).
1—3. Mykenische Bronzezeit; 4—5. Spätere Zeit; 6. Etrurien.

Da steht in erster Linie das Ziermotiv der Spirale. Lange hat man ihren
Ursprung in Ägypten gesucht, bis es klar wurde, daß die mittelosteuropäische
Spiralverzierung der steinzeitlichen Donaukultur, die wir ja vorher in aus-
giebiger Weise gesehen haben (S. 37 ff. nebst Taf. VIII—X), nicht nur an
sich weit älter ist, als die ägyptische, sondern auch auf ihrem Gange nach
Süden über die Balkanhalbinsel bis nach Kreta stationenweise verfolgt werden
kann. Ihren End- und Höhepunkt findet sie dort in der bronzezeitlichen
mykenischen Kultur, welche die S-förmigen Verschlingungen und die brillen-
förmigen Doppelhänge spiralen auf Gold und Stein in reichster Weise ein-
gräbt oder plastisch gestaltet, sowie mit dem Pinsel auf die Wand der Ton-
gefäße setzt.

In der Textabbildung 215 zeigen Nr. 1—3 die Formen der echten
mykenischen Spirale, die wie die nordische stets aus mehreren, miteinander
verbundenen Spiralscheiben besteht, deren jede für sich wieder aus zwei

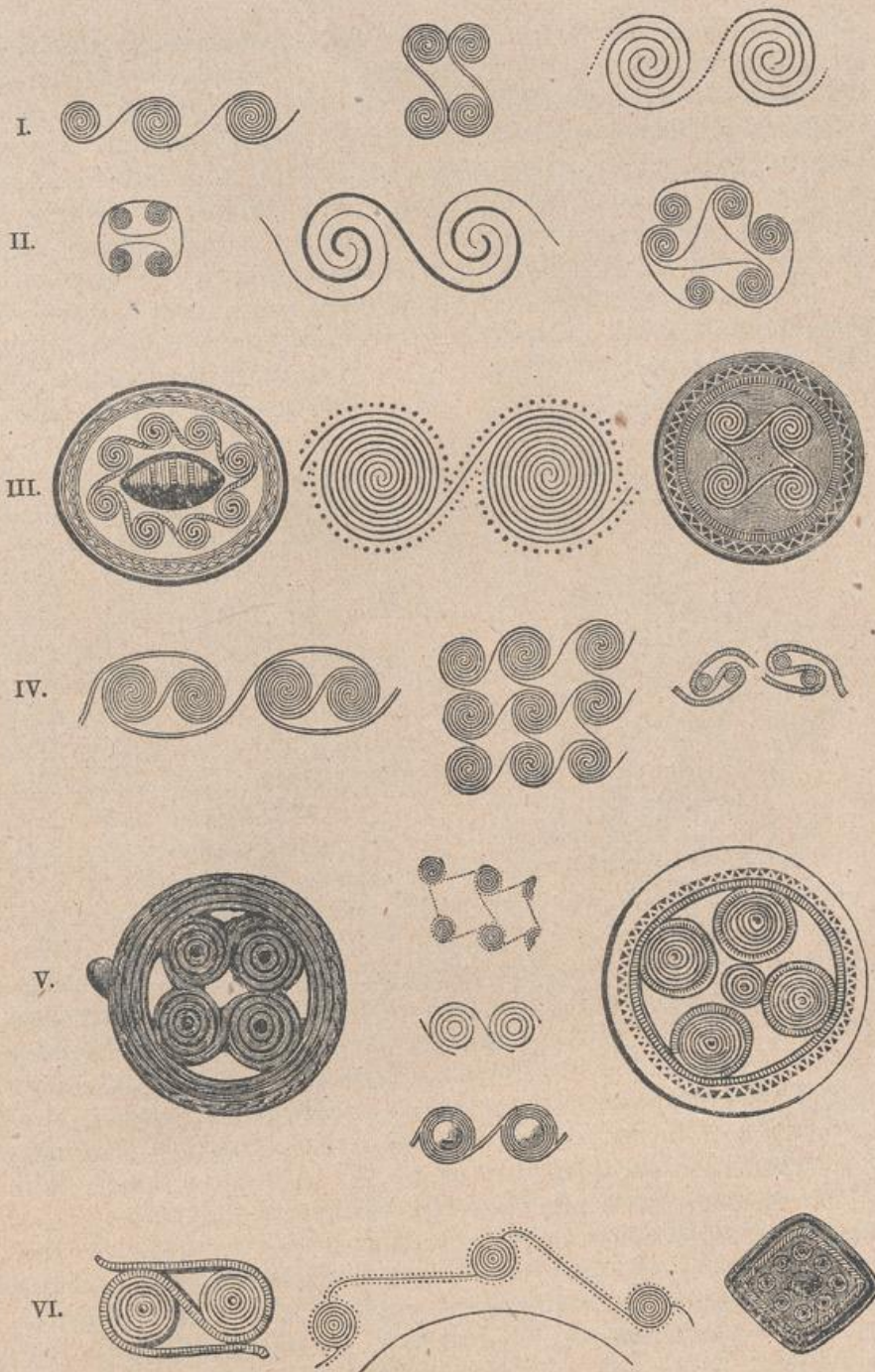


Abb. 216.
Spiralmuster der germanischen Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (nach Montelius).

Linien sich zusammensetzt; in Mykenä sind diese beiden Linien an den Enden, die im Mittelpunkte der Spiralscheibe liegen, stets verbunden, im Norden aber bleiben sie meist unverbunden (Textabb. 216). Erst viel später wurde die griechische Spirale teils in den Mäander, teils in die Welle, den sog. laufenden Hund, umgewandelt (Textabb. 215, Nr. 4—6). Ebenso erscheint die Abart der „falschen“ Spirale — das sind Scheiben aus konzentrischen Kreisen, die durch Tangentenbänder vereinigt sind — auf griechischem Boden erst in der Eisenzeit, so in der älteren Schicht von Olympia (Abb. 218, 1).

Die nordischen Spiralmuster, die zuerst in kleineren und feineren Formen auftreten, bald jedoch in der großzügigen üppigen Weise der mykenischen Art, zeigen gleich der letzteren eine große Mannigfaltigkeit und eine selbständige Entwicklung (Textabb. 216). Die Spiralscheiben sind entweder

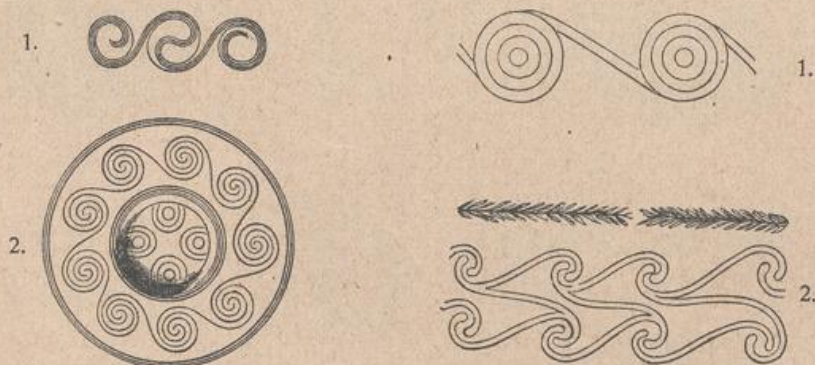


Abb. 217. Spiralmuster auf
Bronzeschwertern aus Ungarn.
1. Ältere Bronzezeit.
2. Jüngere Bronzezeit.

Abb. 218. Spiralmuster der
Eisenzeit.
1. Olympia.
2. Italien.

durch eine doppelte oder eine einfache Linie verbunden. Die einfache Linie ist zuweilen mit Punktreihen umsäumt, ebenso wie die Spiralscheibe selbst (Reihe III, 2). Ein Zeichen beginnender Auflösung der alten Spiralverzierung ist es, wenn in Norddeutschland in etwas jüngerer Zeit (Periode III) die Verbindungslinie nur noch punktiert wird (Reihe I, 3). Muster III, 1 gibt die Aufsicht des Knaufes des öländischen Dolches Textabb. 160 wieder. Sehr häufig ist die Vierergruppe (Reihe III, 3), seltener sind überschlagende Verbindungslinien (Reihe II, 3; IV, 1). Gleichzeitig mit den echten erscheinen „falsche“ Spiralen (Reihe IV, 3; Reihe V und VI), zuerst mit, dann auch ohne Verbindung. Das Muster VI, 1 ist die Griffverzierung an dem Dolche aus Vestergötland Textabb. 159. Muster VI, 3 gehört der Periode III, Muster VI, 2 sogar erst der Periode IV der Bronzezeit an.

Früher leitete man diese germanischen Spiralen kurzweg aus Einwirkungen der mykenischen Kultur her. Als man aber sah, daß die nordischen

Spiralen mindestens ebenso früh einsetzen wie die frühmykenische Kultur, sagte man statt mykenisch „prämykenisch“; man meinte die der mykenischen vorausliegende sogenannte Inselkultur der Cykladen, deren jüngerer Abschnitt die Spirale allerdings schon enthält. Befremden muß hierbei jedoch, daß die an der Donau belegenen Haltepunkte der angeblichen Rückwanderung

der Spirale vom ägäischen Meere nach der Ostsee, nämlich Ungarn und Bayern, dieses Motiv erst später aufweisen, als der Norden, nämlich hauptsächlich in der dritten Periode der Bronzezeit, der Norden dagegen bereits zu Beginn der zweiten Periode. Zudem erscheinen diese in der Gestaltung höchstens ähnlichen oder verwandten Spiralmuster Ungarns häufiger nur als plastische Bildungen zur Ausschmückung der Wände von Tongefäßen innerhalb der bekannten Buckelkeramik der mittleren bis jüngeren Bronzezeit, wogegen sie auf Bronzen nur zuweilen, fast nur an den Schwertgriffen eines bekannten, im ganzen Donaugebiet verbreiteten Typus der Periode III, äußerst selten einmal an solchen der Periode IIc eingepunzt wurden (Textabb. 217, 1). In Bayern tritt aber selbst diese spärliche Auswahl der Spiralverzierung auf Bronzen nur ganz vereinzelt auf; zwar tragen die S. 100 erwähnten bayrischen Schwerter mit achtkantigem Griff der Periode IIc zuweilen an diesem Griff ein Spiralmuster, doch ist es stets von sehr einfacher Gestaltung, ungleich den nordischen Formen. Diese Erscheinungen an der Donau lassen sich also nicht entfernt vergleichen mit dem Reichtum der Spiralverzierung in der germanischen Bronzekultur. Selbst Sophus Müller, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr geradezu den Sport treibt, alles Nordische als verballhorntes Südliches oder Orientalisches „auszugeben“ — so muß man es nennen, denn von Beweisen oder nur von Wahrscheinlichkeiten ist dabei nicht entfernt die Rede — selbst S. Müller, sage ich, muß hier dieser Sucht entsagen und verzichtet darauf, Mykenä als Lehrmeisterin der Spirale für den Norden anzusehen.

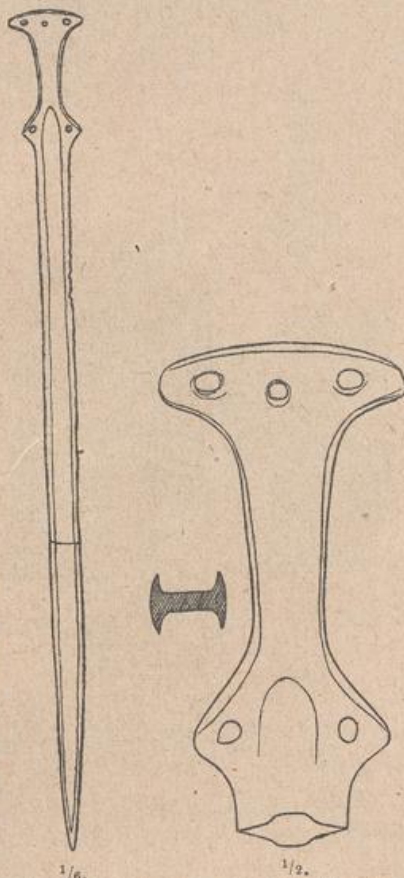


Abb. 219. Hammer bei Nürnberg.
(Kosfinna: Mannus IV, S. 285, Abb. 30.)

Denn es gibt auf dem ganzen Gebiet germanischer Kultur aus der ersten Hälfte unserer Periode II nicht ein einziges und sei es noch so winziges Stückchen eines Gerätes oder Schmuckes oder was es auch sei, das aus dem östlichen Mittelmeer-Kulturreise stammt. Aus ganz Mittel- und Nordeuropa sind überhaupt nur zwei gänzlich schmutzlose Bronzeschwerter bekannt, die dem jüngeren mykenischen Kulturreise entstammen, vielleicht aber aus Italien über die Alpen gekommen sind. Sie gehören ganz an das Ende der 2. Periode: das eine ist in Hammer bei Nürnberg (Textabb. 219), das andere in Dänemark gefunden worden (Mém. des antiqu. du Nord 1908—09, S. 127, Fig. 116). Außerdem ist noch ein Bronzedolch spätmykenischer Zeit, entsprechend unserer Periode III, aus dem Komitat Neutra, Nordwestungarn, bekannt (Hampel, Bronzfor II, 151, 25). Wie sollte aber ein Ornament wandern können ohne Gegenstände, die es tragen? Um dieser Enge sich zu entwinden, richtet S. Müller seine Blicke in gewohnter Weise nach Italien



Abb. 220. $\frac{1}{2}$. Castions di Strada, Udine (nach Pellegrini).

und ruft einige Grabsteine aus dem Gebiete der Adria zu Hilfe, die als Unita tatsächlich Spiralen, also Spiralen auf Stein, nicht auf Bronze, aufweisen (Textabb. 218, Nr. 2). Aber einmal weichen sie nicht unerheblich von den nordischen ab und sind besonders weit einfacher gestaltet, dann aber fallen sie in weit spätere Zeit, in die Eisenzeit, und nicht einmal in die früheste, sondern höchstens um die Zeit des 8. Jahrhunderts vor Chr.

Diese sollen ihm also vorläufig helfen, können es aber doch nicht: Italien kennt eben keine Spiralen in der Bronzezeit, wie wir aus der Textabb. 143 gesehen haben.

Nun, allerneuestens — später als S. Müllers letzte Äußerung über diesen Gegenstand — ist ein winziges Bronzezierblech mit echtem Spiralmuster der Bronzezeit als erstes Zeugnis dieser Art in einem Schatzfund Oberitaliens zum Vorschein gekommen (Textabb. 220). Mit der Mitteilung dieses neuen Fundes hoffe ich S. Müller eine besondere Freude zu machen. In unserer Frage ändert sich indes die Sachlage nunmehr in nichts. Denn dieser Schatzfund stammt doch nur aus einer Zeit, die der germanischen Periode III, nicht der gewünschten Periode II oder besser IIa parallel läuft. Zudem liegt der Fundort dieses Bronzeschatzes in der Provinz Udine, also allernächstens der österreichischen Grenze. Wie so vieles in der Bronzezeit dieser Gegend westungarischer Herkunft ist, z. B. ein eigener Typus der Griffzungenschwerter mit besonders reich eingepunzter Verzierung des Oberteiles, von dem neuerdings wieder ein Exemplar ganz in der Nähe jenes eben erwähnten Schatz-

fundes zum Vorschein gekommen ist (Textabb. 221, 222), so stammt sicher auch dieses Bronzeblättchen aus dem südwestungarischen Gebiete der illyrischen Kultur, wo, wie wir soeben sahen, zuweilen eine derartige Zierweise um diese späte Zeit auftritt.

Die Spirale der europäischen Bronzezeit war ebenso wie das Muster der konzentrischen Kreise ein Abkömmling der Scheibe oder des Rades, ein Symbol der Sonne, und als solch heiliges Zeichen im Volke beständig fortlebend, solange der Sonnenkult bestand, auch wenn es nicht gerade Mode war,



Abb. 221. $\frac{1}{2}$. Castions di Strada, Udine (nach Pellegrini).



Abb. 222. Ungarn.
(Kossinna: Mannus IV, S. 281, Abb. 23).

im Kunsthandwerk sie zu verwenden. So müssen wir sie auch dem germanischen Gebiete als Erbe und Eigen zusprechen, um so mehr, da hier die fortlaufenden Spiralen stets Hand in Hand gehen mit den sogenannten falschen Spiralen, die keineswegs, wie man gemeint hat, erst spät aus den echten Spiralen entwickelt sind, sondern gleichwertig und gleichzeitig jenen zur Seite stehen. Denn wie die Spirale der europäischen Steinzeit bekanntlich, nach Georg Wilkes klaren Erweisen, aus dem Muster der konzentrischen Kreise hervorgegangen ist, so sind die „falschen“ Spiralen nichts anderes als das Urmotiv der konzentrischen Kreise, bereichert durch Tangentenverbindungen nach Art der „echten“ Spiralen. Beide Motive treten im Norden gleichzeitig auf,

Mykenä kennt aber nur die „echten“ Spiralen: auch das ein Beweis der vollen Unabhängigkeit des Nordens.

Und das ist nur ein Beispiel für die Art der Beweisführung, mit der Müller italische Einfuhr und italischen Einfluß im Norden zeigen will. Auf dieselbe bequeme Art erklärt er die Beile und mit Vorliebe gerade die köstlichsten, echt nordischen Stücke wie z. B. Textabb. 146 und 147⁵⁾, ebenso die Lanzenspitzen, vor allem die herrlichen Schwerter des Nordens, sowohl die Vollgriffschwerter als die Griffzungenschwerter, deren früheste Formen ausschließlich in Mitteleuropa und zwar äußerst zahlreich auf germanischem Gebiete, in auffallend viel geringerem Maße auf dem illyrischen Gebiete Ostdeutschlands und Österreich-Ungarns, sehr selten auf dem keltischen Gebiete in West- und Süddeutschland nebst der Schweiz vorkommen, dann auch die Sicherheitsnadeln teils als südliche Einfuhrstücke, teils als Abkömmlinge solcher südlichen Einfuhrstücke, die in Italien und in ganz Südeuropa zwar überhaupt nicht nachzuweisen sind, einstens aber dort nach Müllers Überzeugung noch gefunden werden sollen.

Ich gehe aber hiervon genauer nur noch auf die germanische Sicherheitsnadel oder Sibel ein, weil die älteste Geschichte dieses wichtigsten aller Schmuckstücke auch von andern nordischen Forschern mißverstanden worden ist, während die deutsche Forschung hier stets auf dem richtigen Wege war und in den letzten Jahren durch meine Ergebnisse zu einem befriedigenden Abschluß gelangt ist.

Die germanische Sicherheitsnadel ist lange Zeit für eine bloße Verballhornung der italischen gehalten worden.

Von der italischen Sicherheitsnadel sagte man bisher, sie sei in folgender Weise entstanden: man habe eine aus einfachem Draht hergestellte Nadel genau in der Mitte des Schaftes derart umgebogen, daß hier eine Spirale von einmaliger Windung entsteht und daß das spitze Nadelende an dem Nadelkopf angelegt wird, um dort seinen Halt und seine „Rast“ zu finden. Um diese Rast bilden zu können, wurde hier der Draht des Nadelkopfes entweder in seiner ursprünglichen Rundung belassen, zu einer Schleife hin und hergebogen und am Abschluß zu einer kleinen Spiralscheibe zusammengerollt (Textabb. 223) oder er mußte hier breit ausgeklopft und zu einer Rinne aufgebogen werden (Textabb. 224).

Zweiterlei konnte von mir gegen diese Auffassung eingewendet werden. Einmal die Tatsache, daß der ganze obere Teil der so entstandenen Sicherheitsnadel, den wir den Bügel nennen, bei den ältesten Formen stets schnurartig gedreht ist. Die Urnadel, aus der die Sicherheitsnadel entstanden sein soll, mußte also in der oberen Hälfte des Schaftes aus gedrehtem Bronzedraht bestanden haben. Solche Nadeln sind aber aus Italien nicht bekannt. Aus dem mittleren Mitteleuropa, also aus ungermanischem Gebiete, sind sie

⁵⁾ Siehe hierzu den Anhang „Anmerkungen“ S. 242.

in Periode II allerdings bekannt, doch mehr erst gegen das Ende dieser Periode hin, und zudem gehören sie einem Typus mit großer, flacher, horizontaler Kopfscheibe und Halsöse an, der nichts mit der Gestalt jener Nadeln zu tun hat, die als italische Urfibeln angenommen werden. Die zweite Schwierigkeit ist die Frage, welche Gestalt dann der Kopf der Urnadel gehabt haben soll. Bei der Abart der Sicherheitsnadel mit Rinne als Nadelkraft wäre es überhaupt nicht mehr möglich, über das ursprüngliche Aussehen des Nadelkopfes irgend etwas auszusagen, da er durch die Bearbeitung stets verschwunden sein müßte. Bei der anderen Abart

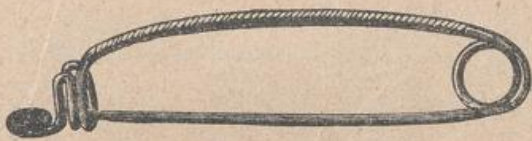


Abb. 223. $\frac{2}{3}$. Servirola.
Urform.

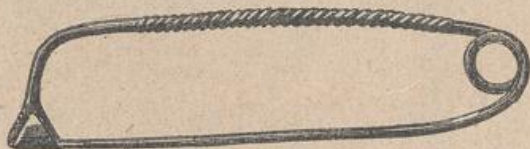


Abb. 224. $\frac{1}{1}$. Peschiera am Gardasee.
Nebenform.



Abb. 225. $\frac{2}{3}$. Peschiera.
Zweite Stufe.

Abb. 223—225. Früheste italische Sicherheitsnadeln.

mit Schleifenkraft und Abschluß in Gestalt einer kleinen Spiralscheibe, die sich als allerälteste, also als Urtypus der italischen Sicherheitsnadel herausgestellt hat, haben die Verteidiger der oben geschilderten Entstehungsweise der italischen Sicherheitsnadel neuestens ihre Zuflucht zu folgender Aufstellung genommen: die Urnadel sei eine Nadel, deren Kopf eine aus Draht gerollte Spiralscheibe gewesen wäre. Solche Nadeln kommen nun freilich im östlichen Oberitalien wo die italische Sicherheitsnadel zuerst auftritt, vereinzelt vor, jedoch nur in dem Pfahlbau Peschiera am Gardasee, der ganz überwiegend mitteleuropäische Kultur aufweist, dabei in so spärlicher Anzahl, daß schon deswegen jene Aufstellung wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auch ist diese so seltene Spiralscheibe als Nadelkopf weit größer gebildet, als das kleine Abschlußscheibchen

der ältesten Sicherheitsnadel. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Sitte, die Drahtenden des Bronzeschmucks in Spiralscheibchen zu rollen in Italien sonst unbekannt geblieben ist, dagegen in Mittel- und Nordeuropa nicht nur außerordentlich beliebt war sondern auch erheblich früher einsetzte, als der Ursprung der italischen Sicherheitsnadel fällt.

Wir sind also bei der bisher üblichen Erklärung dieses Ursprungs auf zwei Schwierigkeiten gestoßen, die von solcher Tragweite sind, daß keine Erklärung unmöglich das richtige treffen kann: die gedrehte Form des ältesten Bügeldrahts und die Spiralrolle des ältesten Nadelhalters.

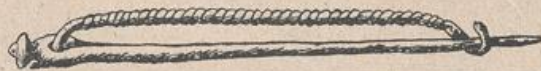


Abb. 226. $\frac{1}{2}$. Bollersleben, Kr. Apenrade, Schleswig-Holstein (nach Boye).



Abb. 227. $\frac{1}{2}$. Kantow, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg (Mannus II, Taf. XV).
Der Bügel ist hier gewaltsam aus dem Nadelloch gerissen worden.



Abb. 228; etwa $\frac{2}{3}$. Sylt, Schleswig-Holstein (nach J. Meißner).

Noch mehr Schwierigkeiten werden wir antreffen, wenn wir der bisher üblichen Auffassung von der Entstehung der germanischen Sicherheitsnadel näher zu Leibe gehen.

Die germanische Sicherheitsnadel ist nämlich nicht nur keineswegs so einfach gestaltet, wie die italische, sondern auch lange nicht so praktisch wie jene. Trotzdem soll sie nun aus der italischen entstanden sein. Schon dies muß uns stutzig machen. Denn in technischen Dingen waren die Leute der Vorzeit durchweg — also auch die Germanen und diese ganz besonders — so geschickt und von so praktischem Sinne, daß eine solche „Verballhornung“, wie man das in gewissen Archäologenkreisen mit wohlgefällig überlegenem Lächeln

zu nennen beliebt, — daß eine solche Verballhornung der so einfachen italischen Sicherheitsnadel zur komplizierteren germanischen völlig undenkbar ist.

Die germanische Sicherheitsnadel besteht nämlich aus zwei Teilen, aus der geraden Nadel mit knopfförmigem Kopfe und durchlochten Halse und aus dem Bügel, der an beiden Enden hakenförmige Ausbiegungen besitzt. Der Bügel hat entweder die Gestalt einer Schnur (Textabb. 226) oder die eines Bandes, sei es mit parallel laufenden Rändern (Textabb. 227), sei es in spitzovalem Umriß (Textabb. 228). Beide Teile, Nadel und Bügel, sind in der Weise verbunden, daß die Nadel in ihrer Durchlochung an einem der beiden Endhaken des Bügels hängt. So ist die Nadel zwar beweglich, weil sie an der Spitze frei bleibt, hängt aber, durch den Kopfhaken des Bügels festgehalten, untrennbar mit dem Bügel zusammen. Der aufmerksame Beobachter erkennt bald, daß dieser Bügel nichts ist als eine in Bronze gegossene

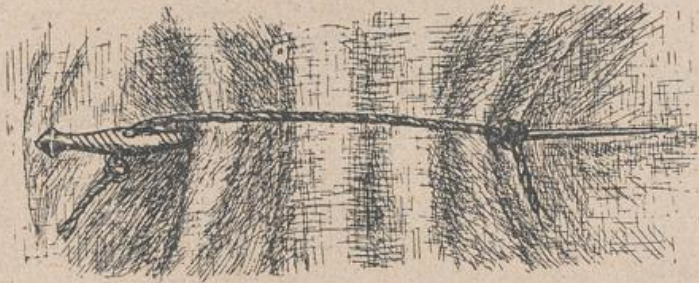


Abb. 229; etwa $\frac{3}{4}$.

Nadel aus weiblichem Grabe, Kreis Rendsburg, Schleswig-Holstein; mittels Schnur als Gewandfibel verwandt. Nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Walthar Schulz.

Nachahmung einer ursprünglichen Schnur oder eines Bandes aus vergänglichem Stoff, womit die durchlochte Gewandnadel umwickelt wurde. Bestätigt wird eine solche, an sich schon einleuchtende Auffassung dadurch, daß man in Süddeutschland, aber auch in Südeuropa, an einfachen Gewandnadeln mit durchlochten Halse, denen der germanische Bronzebügel natürlich fehlt, noch Reste eines Fadens in der Durchlochung angetroffen hat. Der Faden würde an der Kopfseite der Nadel durch eine geknüpftete Verdickung unterhalb der Durchlochung festgehalten, das andere lose Ende des Fadens aber an der Nadelspitze bei jedem neuen Gebrauch von neuem fest herumgewickelt und verknotet. Hierdurch wurde ein Herausgleiten der Nadel aus der Einstichstelle unmöglich gemacht und die Gewandränder waren unbeweglich übereinander befestigt. Da nun solche einfachen durchlochten Gewandnadeln ohne Bronzebügel auch im Norden vorkommen (Textabb. 229), so leidet es keinen Zweifel, daß die germanische Sicherheitsnadel tatsächlich in der soeben angegebenen Weise entstanden ist. Ebenso ist aber hierdurch der Gedanke, die so entstandene kom-

plizierte germanische Sibel sei eine Nachahmung der ursprünglich ganz einfach gebogenen italischen Sicherheitsnadel, völlig ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist dieser Gedanke auch durch die Tatsache, daß bei den germanischen Sicherheitsnadeln ältester Stufe die Hakenenden des Bügels glatt abgeschnitten wurden. Diese Urform erscheint bald nach Beginn der Periode II der Bronzezeit, nämlich in ihrem zweiten Abschnitt (IIb), d. h. im 17. Jahrhundert vor Chr. Kopf und Hals der Nadel zeigen hier, entsprechend der Entstehung aus der einfachen Gewandnadel, auf der Ober- und auf der Unterseite stets noch einen vollkommen runden Körper; der Nadelkopf ist ein-, zwei- oder dreifnöpfig gestaltet (Textabb. 226, 230, 231).



Abb. 230. $\frac{1}{4}$. Guldhöi, Jütland.



Abb. 231. $\frac{1}{4}$. Borum Eshöi, Jütland.



Abb. 232; etwa $\frac{1}{2}$. Sylt, Schleswig-Holstein (nach Handelsmann).

Im letzten Abschnitt der zweiten Periode — ich nenne ihn IIc — d. h. im 15. Jahrhundert erfährt nun die germanische Sicherheitsnadel eine zweifache Abänderung: die Nadel wird in ihrem oberhalb der Halsdurchlochung gelegenen Teile jetzt nicht mehr rundstabi gebildet, sondern, um besser auf der flachen Gewandunterlage aufzuliegen, auf der Unterseite gleichfalls flach gestaltet, gewissermaßen der Länge nach halbiert, so daß die untere Hälfte fortfällt. Und weiter wachsen nun an den beiden Endhaken des Bügels kleine, aus dem verlängerten Drahtende gewickelte Spiralscheibchen heraus (Textabb. 232).

Das angebliche Vorbild der germanischen Urfibula, die italische, trägt aber sogleich von Beginn an ein Spiralscheibchen an der Nadelkraft. Da nun die Verfechter der italischen Sicherheitsnadel auch dieses eine italische Spiralscheibchen als Vorbild der beiden germanischen Spiralscheibchen erklärten, so müßten demnach die Germanen ihr italisches Vorbild zuerst ohne Spiral-

scheibchen, dann nach einiger Zeit noch einmal und nun mit Spiralscheibchen entlehnt haben. Da ein solcher Entwicklungsgang wenig innere Wahrscheinlichkeit besitzt, so sagt man auf der Gegenseite in der Verlegenheit jetzt: die Germanen waren bei Übernahme der italischen Sicherheitsnadel noch nicht gewohnt, den Enddraht der Schmuckstücke in einer Spirale endigen zu lassen; erst später hätten sie es gelernt. Von wem denn? frage ich da. Von Italien doch sicher nicht, denn von dort hätten sie es ja sofort lernen können. Also auch meine Gegner müßten folgerichtig eine von Italien unabhängige Entwicklung oder Einwirkung bei den Germanen annehmen. Da nun aber diese Spiralscheibenverzierung, abgesehen von den Sibelu, in Italien ganz und gar nicht beliebt war, denn sie kommt sonst dort nicht vor, so war Italien gewiß nicht das Kulturgebiet, das in diesem an sich unwichtigen Merkmal auf die Germanen eingewirkt hat. — Wir sahen bereits, daß das gesamte mitteleuropäische Donaugebiet und das anschließende Mitteldeutschland, das feltische wie das illyrische, zur Zeit der Periode II der Bronzezeit geradezu das Urgebiet der Spiralscheibenenden waren und daß von hier aus dieses Motiv auch ins Germanische stark eingedrungen ist. Es war das vielfach bereits der Fall, als die germanische Urfibeln entstand. Von einer Abneigung der Germanen gegen die Endspirale kann also sogar für den Abschnitt IIb nicht die Rede sein. Eine germanische Verschmähung der italischen Spiralscheibe, wenn sie wirklich an dem angeblichen italischen Vorbild zur Urform der germanischen Sicherheitsnadel vorhanden gewesen wäre, würde also unerklärlich bleiben.

Wirklich stark trat die Endspirale bei den Germanen aber erst in dem Abschnitt IIc auf: an allerhand Finger-, Arm-, Bein- und Halsringen. Und von diesem Überschwang der Endspirale in IIc überträgt sie sich auch auf die germanischen Sicherheitsnadeln dieses Zeitabschnittes, d. h. auf die zweite Stufe in ihrer Entwicklung. Und zwar nimmt die Sicherheitsnadel diesen immer mehr um sich greifenden Zierat in regelrechter Symmetrie an beiden Enden ihres Bügels an: in dieser Gestalt kam sie nach Italien und darum zeigen bereits die ältesten dortigen Nachahmungen der germanischen Sicherheitsnadel diese in Italien sonst ganz unbekanntes Verzierung. Bei der indes nur äußerlich ähnlichen Nachahmung, innerlich aber abweichenden, verbesserten Konstruktion der italischen Sicherheitsnadel gegenüber ihrem germanischen Vorbilde konnten die germanischen Spiralscheibchen bei ihr nur an einer Seite, bei der Nadelraße, angebracht werden.

Wir haben bisher stets nur innere Gründe kennen gelernt, die uns hinderten, anzunehmen, daß die italische Sicherheitsnadel in ganz freier Erfindung aus einer einfach umgebogenen Nadel entstanden wäre, und ebenso daß die germanische Sicherheitsnadel einer über alle Maßen unbeholfenen Nachbildung der italischen ihren Ursprung verdanken könnte. Jeder dieser zahlreichen Gründe für sich wäre schon genügend, um die bisherige nur durch das Trugbild des Südens hervorgerufene Ansicht zu widerlegen.

Vielleicht noch schlagender wird die Hinfälligkeit dieser Ansicht erwiesen durch eine Reihe äußerer Gründe. Sie stützen sich auf das örtliche und das zeitliche Auftreten der germanischen wie der italischen Urformen.

Betrachten wir zuerst die Frage der örtlichen Verbreitung und alles, was hiemit im Zusammenhang steht.

Da läßt sich zunächst feststellen: Niemals ist nördlich der Alpen eine italische Sicherheitsnadel der frühesten Zeit und Form im deutschen Reiche oder in Osterreich gefunden worden; auf norddeutsch-standinavischem Gebiete aber, das hier schließlich allein in Betracht kommt, überhaupt keine innerhalb der gesamten Bronzezeit. Daß dies kein Zufall sein kann, wird jeder Sachmann ohne weiteres zugestehen. Bei der Fülle der Spenden aus der Bronzezeit, mit der gerade der germanische Boden uns überschüttet hat, wäre es undenkbar, daß die Spuren solcher italischen Stücke nicht längst ans Tageslicht gekommen sein sollten — falls sie nur jemals nach dem Norden gelangt wären. Hat er doch sogar die kleinen getriebenen Bronzeblechtäfelchen italischer Herkunft trotz ihres so gebrechlichen Körpers in größerer Anzahl, zum

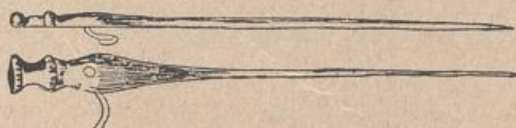


Abb. 233. $\frac{2}{3}$. Serviola, Oberitalien (nach Undset).

Teil vortrefflich, erhalten und damit Kulturerzeugnisse aufbewahrt, für die wir im Süden nun so lange schon vergeblich auf Zeugnisse warten, so daß die Frage der Herkunft dieser Stücke noch nicht endgiltig entschieden ist.

Ehe nicht auf germanischem Boden eine italische Sicherheitsnadel gefunden wird, — und zwar eine solche, die offenkundig aus älterer Zeit stammt, als die germanische Urform, also aus dem Abschnitt IIa, oder mindestens aus der Zeit des ersten Aufkommens der germanischen Urfibeln, d. h. ganz aus dem Beginn von IIb — mögen die Gegner ihre Zeit abwarten. Einen solchen Fund werden wir schwerlich je erleben.

Tatsache dagegen ist und bleibt, daß ich Funde von Sicherheitsnadeln der frühesten germanischen Stufen aus den Abschnitten IIb und IIc auf dem Wege von der östlichsten Germanengrenze in Norddeutschland durch das große Illyriergebiet von Ostdeutschland und Osterreich bis nach dem nordöstlichen Oberitalien, dem engsten Heimatgebiet der Urform der italischen Sicherheitsnadel, der sog. Peschierafibel (Gardasee), feststellen konnte. Es sind vorläufig nur ihrer drei. Aber die Zahl genügt, zumal eine derselben, die in der Terramare von Serviola in der Provinz Reggio, also schon südlich des Po, zum Vorschein gekommen ist (Textabb. 233), einer Sicherheits-

nadel von der italischen Urform gesellt ist, die wir vorher als typischen Vertreter dieser Urform abbilden konnten (Textabb. 223).

Dieses germanische, leider zerbrochene, Stück aus Serviola (Textabb. 233) ist aber nicht eines der allerältesten Stufe der germanischen Sicherheitsnadeln, sondern ein solches der zweiten Stufe, bei der bereits die Spiralscheibchen an den Bügelenden entwickelt worden sind. Klarer kann kaum durch einen Fund dargetan werden, daß eben erst diese zweite Stufe germanischer Sicherheitsnadeln mit bereits entwickelten Spiralscheibchen es gewesen ist, deren Einfuhr nach Italien die oberitalische Bevölkerung zur Nachahmung und Umbildung reizte und somit naturgemäß bewog, auch ihrer frühesten Sicherheitsnadel sowohl die Endspirale mitzugeben, als auch den Bügel in Schnurform zu bilden. Beides dieses ist aber unvereinbar mit dem Gedanken, die italische Sicherheitsnadel sei vollkommen frei erfunden worden allein durch



Abb. 234. $\frac{1}{2}$. Südtirol. Museum Trient. Rest einer germanischen Urfibel. Der Bügelrest unten besonders abgebildet.

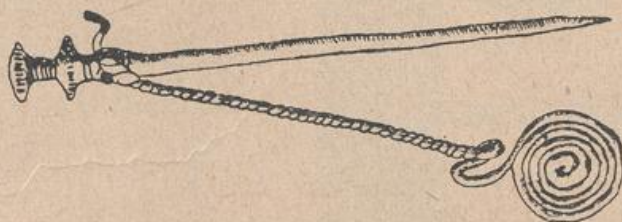


Abb. 235. $\frac{3}{4}$. Wellersdorf. Kr. Sorau, Niederlausitz.

Umbiegung einer einfachen glatten Nadel. Vielmehr haben die Italiker, die es in der Technik des Bronzegusses nicht zu der glänzenden Meisterschaft der Germanen gebracht hatten, im ganzen nur danach gestrebt, die äußere Gesamterscheinung der germanischen Sicherheitsnadel wiederzugeben, dies aber mehr durch Hämmern des Bronzedrahtes, als durch Guß bewerkstelligt. Und aus dieser veränderten Technik ergab sich ihnen auch die veränderte Konstruktion der Sicherheitsnadel, ohne daß das Gesamtbild des Gerätes zunächst stärker verändert wurde. Bei den Germanen dagegen beschränkte sich nach dem Guß der beiden Teile des Gerätes, der Nadel und des Bügels, das Hämmern darauf, bei der Nadel die Spitze anzuschärfen und beim Bügel die beiden Enden zuzurichten, d. h. das linke Ende, das durch den Nadelhals gesteckt worden war, zu einer Spiralscheibe aufzurollen und das rechte Ende zu der Schleife der Nadelrast umzubiegen und dahinter ebenfalls zu einer Spiralscheibe aufzurollen.

Der zweite Fund einer germanischen Sicherheitsnadel südlich der Alpen wurde in Südtirol gemacht und stellt sogar ein Stück vom Urtypus der Periode

IIb dar (Textabb. 234), also aus einer Zeit, die noch etwas vor der Entstehung der italischen Sicherheitsnadel liegt.

Nördlich der Alpen haben wir aus dem großen Illyriergebiet, und zwar aus dem nordostdeutschen Anteil dieses Gebietes gleichfalls einen Fund zu verzeichnen, die Sicherheitsnadel von Wellersdorf (Textabb. 235), an der niederlausitz-schlesischen Grenze, die dem Übergange von Periode IIc zu Periode III angehört.

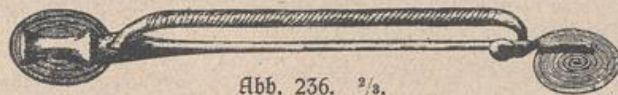


Abb. 236. $\frac{2}{3}$.



Abb. 237. $\frac{1}{1}$. (Zu Abb. 236 gehörig.)



Abb. 238. $\frac{1}{1}$.



Abb. 239. $\frac{1}{1}$.



Abb. 240. $\frac{1}{1}$. Hofby, Schonen.

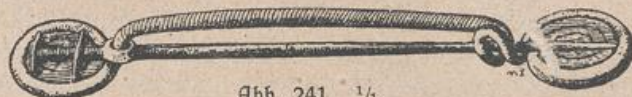


Abb. 241. $\frac{1}{1}$.

Abb. 237—241. Entwicklung des Nadelkopfes der germanischen Sicherheitsnadel während der Periode IIc.

Überblicken wir die Entwicklung, welche die Sicherheitsnadel in der Periode IIc durchläuft, so sehen wir, daß die ursprünglichste Gestalt des Nadelkopfes, diejenige mit einem einzigen Knopfe (Textabb. 226—228) verschwunden ist und in IIc nur noch der zwei- und dreiknöpfige Kopf weiterlebt. Als wirklich lebensfähig erweist sich weiterhin aber nur der zweiknöpfige Kopf, wie die von mir aufgestellte Entwicklungsreihe es zeigt (Textabb. 237 bis 241), die bei der Entstehung des Doppelkreuzes zu Beginn der Periode III abbricht. Die germanische Nadel von Serviola (Textabb. 233) bildet eine

Übergangsstufe zwischen den Stücken in Textabb. 237 und 238, die Nadel von Wellersdorf ebenso zwischen den Stücken in Textabb. 239 und 240.

Der dreiknöpfige Nadelkopf aus IIb (Textabb. 231) erscheint zwar auch noch in dem Abschnitt IIc (Textabb. 232), macht dann aber eine Entwicklung durch (Textabb. 242), die in dieselbe Sanduhrform ausmündet, die dem zweiknöpfigen Nadelkopfe eigentümlich ist (Textabb. 239). Wenn wir auf norddeutschem Germanengebiete in Periode III Nadelköpfe mit dreifachem Kreuze finden, so ist diese Form nicht aus dem dreiknöpfigen Nadelkopfe der Periode II entstanden, sondern erst aus dem Doppelkreuzkopf (Textabb. 241) der Periode IIIa. Ein herrliches, außergenöhnlich großes Stück dieser Art, mit prachtvoller Malachitpatina bedeckt, ist das altmärkische von Textabb. 243, das zu der Reihe der Sicherheitsnadeln gehört, deren handförmiger Bügel parallel laufende Ränder aufweist und deren Urtypus die Textabb. 227 wiedergibt.

Erörtern wir nun das zeitliche Auftreten der Urformen der germanischen und der italischen Sicherheitsnadel.

Wir wissen aus dem vorhergehenden, daß die germanische Nadel in Periode IIb erfunden und in ihrer zweiten Stufe aus Periode IIc, nunmehr mit Spiralscheibchen an den Bügelenden ausgestattet, im östlichen Ober-



Abb. 243. Etwa $\frac{1}{2}$. Stappenberg, Kr. Salzwehel.



Abb. 242. $\frac{1}{2}$.

italien nachgebildet wird und die Entstehung der italischen Sicherheitsnadel veranlaßt.

Montelius, der die italische Bronzezeit in fünf Perioden eingeteilt hat, bezeichnet diejenige Periode, wo die italische Sicherheitsnadel zuerst erscheint, als dritte. Und zwar entsteht die italische Sicherheitsnadel in der Mitte seiner italischen Periode III und Stücke der zweiten italischen Stufe, solche mit zwei Knöpfen am Bügel, wie Textabb. 225 sie zeigt, gehören bereits an das Ende der italischen Periode III. Den vielen schwerwiegenden Gründen, die ich gegen die bisherige falsche Auffassung des Verhältnisses zwischen italischer und germanischer Sicherheitsnadel ins Feld führen konnte, weiß Montelius nicht anders zu begegnen, als daß er auf seine alte Meinung hinweist: die italische Periode III ist in ihrer absoluten Zeitstellung nach bestimmten Jahrhundertzahlen gleichzusetzen mit der germanischen Periode II. Dieser Satz hat freilich der absoluten Zeitbestimmung, wie sie Montelius bisher gegeben hat, zugrunde gelegen, aber ganz mit Unrecht. Montelius setzt die beiden genannten Perioden gleichmäßig in die Zeit von 1500—1300. Daß eine Reihe von Irrtümern ihn zu dieser Meinung gebracht haben, zeigte schon der eine oben berührte Punkt, daß er der germanischen Periode II eine Form des Griffzungenschwerts zuteilt (Textabb. 114, Nr. 22), die auch in Italien und Griechenland auftritt und der italischen Periode III angehört. Und zwar tut Montelius dies noch im Jahre 1908, obwohl die deutsche Forschung bereits 1900 gezeigt hatte, daß die Griffzungenschwörter der germanischen Periode II anders aussehen, als die der italischen Periode III, und daß letztere innerhalb der germanischen Bronzekultur nicht der germanischen Periode II, sondern ebenfalls der Periode III angehören. Für denjenigen Forscher aber, der nicht nur die skandinavische und italische Bronzezeit beherrscht, sondern gleichzeitig auch diejenige des mittleren und südlichen Mitteleuropa, vor allem Süddeutschlands und Österreich-Ungarns, ist es nicht schwer zu zeigen, daß die italische Periode III in der inhaltlichen Zusammenfassung, wie sie Montelius ihr gibt, durchaus nicht der nordischen Periode II (IIa—c) entspricht, sondern in ihrem älteren Teile (IIIa) mit nord- und mitteleuropäisch IIc zusammenfällt, in ihrem jüngeren Teile (IIIb) aber mit nord- und mitteleuropäisch IIIa.

Hier ist natürlich nicht der Ort, diese meine Überzeugung ausführlich darzutun. Aber ich will wenigstens auf ein paar Funde hinweisen, die leicht beschrieben werden können.

• Die Sicherheitsnadel aus dem Grabe von Hofby in Schonen (Textabb. 240) hat mit einem Griffzungen-Dolche italischer Form zusammengelegen, wie er häufig auch im südlichen Mitteleuropa erscheint (Textabb. 249, S. 124). Diese Sicherheitsnadel gehört ganz in den Beginn der germanischen Periode III oder in den Übergang von germanisch IIc zu IIIa; der Dolch aber ist von einem Typus, der in die italische Periode III gehört, sehr selten

in italisch IIIa, meist in IIIb. Ergebnis: italische Periode IIIb = germanische Periode IIIa. Diese Griffzungendolche erweisen durch die Übernahme der Zungenform des Griffes von den Griffzungen-Schwertern her einen mindestens mittelbaren germanischen oder mitteleuropäischen Einfluß. Solche Dolche kommen, wie eben bemerkt, zahlreich auch in Österreich und in Süddeutschland vor, darunter einige Male in reichhaltigen und daher zeitlich gut bestimmten Gräbern, und zwar in Böhmen (Repec), in Oberösterreich (Nöfing), und in Oberbayern (Peiting, St. Andrä, Untersöchering). Durchweg erscheinen die Dolche hier in einer Begleitung, die ausgesprochen der mitteleuropäischen Periode III angehört. Weitere schlagende Beweise, daß die mittel- und nordeuropäische Periode III zum größeren Teile mit der italischen Periode III von Montelius zeitlich zusammenfällt, werden wir sogleich kennen lernen, wenn wir uns zum letzten Punkte unseres Kapitels wenden, zu den Griffzungenschwertern.

Es ist eine für die Forschung günstige Erscheinung, daß in den älteren Perioden der italischen Bronzezeit Oberitalien einen so starken Einfluß vom südlichen Mitteleuropa her erfährt. Dadurch können wir erkennen, daß auch der von Montelius zu seiner italischen Periode II zusammengefaßte Kultur- und Zeitabschnitt im wesentlichen der mittel- und nordeuropäischen Periode II entspricht, d. h. italisch II entspricht mittel- und nordeuropäisch IIIa + IIIb. Keines von den in Textabb. 143 wiedergegebenen Stücken der italischen Periode II und keiner von den sonstigen zahlreichen Typen dieser Periode ist so geartet, daß sie, wenn auf mittel- oder nordeuropäischem Boden gefunden, etwa noch in Periode I zu setzen wären, sondern sie gehören meist in Periode IIa und IIb, manche, wie die Kugelskopfnadel mit geschwollenein durchbohrtem Halse von Povegliano (Textabb. 143), sogar in den mittel- und nordeuropäischen Abschnitt IIc, der im allgemeinen freilich dem italischen Abschnitt IIIa entspricht. Auch ein Griffzungenschwert von Povegliano, das in die Textabb. 143 nicht mit aufgenommen worden ist, ferner ein Schwert aus Treviso nördlich von Venedig, welche beide Montelius seiner Periode II zuweist, können für Mitteleuropa nur noch ganz an den Schluß der Periode II, also nur in IIc gesetzt werden. Und dasselbe ist der Fall bei dem oben abgebildeten neugefundenen Schwerte aus der Provinz Udine (Textabb. 221), das dem Schwerte von Treviso nahe verwandt ist.

Kurz und gut, um in dieser volkstümlichen Darstellung für diesen einen, allerdings außerordentlich wichtigen, weil typischen Punkt nicht zu ausführlich zu werden: die Gleichstellung von Periode II in Mittel- und Nordeuropa mit Periode III in Italien — selbst oder auch gerade, wenn wir ihre inhaltliche Ausfüllung, wie sie Montelius vorgenommen hat, in allem gut heißen — ist unrichtig. Wir sahen vielmehr auch ohne Rücksicht auf die Ergebnisse der Untersuchung der Sicherheitsnadel, daß die italische Periode IIIa, an deren Ende nach Montelius die italische Sicherheitsnadel entsteht, der

nordischen Periode IIc entspricht. Ebenso, daß die nordische Periode IIb der italischen Periode II entspricht und unter keinen Umständen der italischen Periode III gleichgesetzt werden kann. Also kann die germanische Urform der Sicherheitsnadel aus der Periode IIb schon aus rein zeitlichen Gründen unmöglich eine Nachahmung der erst später entstandenen italischen Urform der Sicherheitsnadel sein. Vielmehr haben wir in der Terramare von Servitola in Oberitalien, wenn auch die Fundumstände der dort zutage gekommenen Bronzen, also die Schichtenfolge und die Einschlüsse der Schichten, s. 3. leider nicht wissenschaftlich festgestellt worden sind, ein richtiges Abbild des tatsächlichen Verhältnisses der beiden Arten von Nadeln zueinander: mit der zweiten Stufe der germanischen Nadel aus IIc (Textabb. 233) geht zeitlich zusammen die italische Urform (Textabb. 223). Und so haben wir von seiten der reinen Zeitbestimmung eine Bestätigung dessen, was ich vorher durch typologische Erwägungen erwiesen habe, daß nämlich die italische Urform aus der zweiten Stufe der germanischen Nadel hervorgegangen ist.

Indes, Montelius versucht noch weitere Hilfstruppen heranzuziehen, um die verlorene Festung seiner Ansicht über die italische und germanische Sicherheitsnadel gegen den schon siegreichen Ansturm zu halten. Leider sind diese letzten seiner Mannschaften keine Kerntruppen, sondern unausgebildete Rekruten, die jedem ernstern Widerstande sofort das Feld räumen.

Eine Stütze für die Annahme, die germanische Sicherheitsnadel stamme von der italischen her, will Montelius in der Beobachtung sehen, daß auch weiterhin in den jüngeren Stufen ihrer Entwicklung die italische Sicherheitsnadel fortgesetzt ihren mütterlichen Einfluß auf die zu ewiger Unselbständigkeit verdamnte germanische Tochter ausübe. Allein, selbst zugegeben, daß die Weiterentwicklung der italischen und der germanischen Sicherheitsnadel in manchen Stücken ähnlich verlaufen sei, so wäre damit doch über den Ausgangspunkt der Einzelheiten dieser Weiterentwicklung oder gar über den Ursprung der Sicherheitsnadel selbst nicht das mindeste ermittelt.

Nun sind aber diese vermeintlichen gemeinsamen Züge solche, wie sie sich notwendig einstellen mußten, weil sie in der Natur der Sache liegen, auch ohne jede gegenseitige Beeinflussung der beiden Nadelarten. So klug war der Germane doch auch, ohne daß er den Italiker erst befragen mußte, um zu erkennen, daß eine dickere Kleiderfalte einen geräumigeren Bügel erforderte, daß es also vorteilhaft war, wenn der bisher niedrig verlaufende Bügel nun mehr oder weniger in die Höhe gewölbt wurde, zumal wenn er, wie es zuweilen der Fall ist, kürzer wurde.

Und weiter soll es keine zufällige Übereinstimmung in der Entwicklung sein, wenn die Spiraldrahtscheiben der Sicherheitsnadel in Italien wie in Nord- und Mitteleuropa schließlich in gegossene Platten sich wandeln.

Aber das ist doch ein Zug, der sich des öfteren, zu verschiedensten Zeiten und an verschiedensten Orten, gerade auch bei Sicherheitsnadeln wiederholt:

ich erinnere nur an die aus der Hallstätter Doppelspiralfibel entstandenen späteren Formen Mitteleuropas, wie des Nordens. Da ist von italiischer Einwirkung keine Rede.

Zum dritten, wenn wir sehen, daß der Bügel der kurzen, dicken germanischen Sicherheitsnadeln vom Ende der Periode III statt der leichten Riefelung starke Quersfurchung und Querrippung der Oberseite erhält, so ist das ein Zug, der gerade zu dieser Zeit in Mitteleuropa, auch im germanischen Norddeutschland beim Schmuß allgemein auftritt, so bei den quengerippten Nadeln, quengerippten Messergriffen, namentlich aber bei den quengerippten Armbändern. Wozu also in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt? Das Nahe ist hier tatsächlich das allein Gute, denn eine Rippung nur auf der Oberfläche, wie bei den Bügeln der Sicherheitsnadeln und den Armbändern Norddeutschlands kommt in Italien gar nicht vor. In Italien findet sich nur eine Knotung oder ein Querscheibenbesatz des Bügels. Es fehlt hier also geradezu die angeblich so deutliche Gleichheit oder auch nur Ähnlichkeit der Fortbildung bei den beiden Arten der Sicherheitsnadeln.

Man kann, ja man muß hier wieder einmal den Spieß umdrehen und eine längere Beeinflussung der italiischen Sicherheitsnadel durch die germanische feststellen. Oder wie will Montelius es erklären, daß die Bügel der italiischen Nadel zwar noch nicht in der Urform, aber schon in der zweiten Stufe statt des schnurförmigen oder glatten Drahtes oft ein bandförmiges Mittelstück aufweist und zwar genau, wie schon bei der germanischen Urform (Textabb. 228 u. 231), ein spitzovales Band (Textabb. 225)? Wäre der Bügel aus der oberen Hälfte einer einfachen Nadel entstanden, so müßte man in dieser spitzovalen Gestalt eine ganz unorganische Umformung oder Entartung sehen. Sehr natürlich erscheint diese Bildung aber, wenn man sie, wie es uns notwendig dünkt und wie es allein in die übrigen hier vorliegenden Erscheinungen sich ungezwungen und gut einpassen würde, als Entlehnung aus der organisch erwachsenen Gestalt des Bügels der germanischen Nadel auffaßt.

Die Entscheidung über das Verhältnis zwischen germanischer und italiischer Sicherheitsnadel ist nun nicht bloß von ausschlaggebender Bedeutung für die Gleichsetzung der Perioden der Bronzezeit in ganz Europa, also für die sog. relative Zeitbestimmung, sondern, was von noch größerer Wichtigkeit ist, für die absolute Zeitbestimmung, für die Einsetzung fester Jahrhundertzahlen in das Fachwerk der Periodenteilung. Um die Tragweite der Entscheidung hier zu erkennen, müssen wir uns wieder einmal mit dem Orient beschäftigen. Wir holen dorthier das 'Licht', diesmal ausnahmsweise mit gutem Grunde und mit gutem Erfolge für Europa, zugleich mit Befriedigung, da wir bei dieser Gelegenheit einen über allen Zweifel erhabenen Einfluß Europas auf die Welt der ägäischen Kultur festzustellen vermögen.

Einige, freilich ganz wenige Stücke der Urform von italiischen Sicherheitsnadeln sind nämlich auch nach dem griechischen Festlande, zu-

meist nach der Ostküste, nach Mykenä, gekommen, eine auch nach dem mittleren Kreta. Die Sicherheitsnadel ist eine germanische Erfindung und sie hat sich von den Germanen frühzeitig zu der Mehrzahl der Nordindogermanen verbreitet, Illyriern, Italiern, Griechen, nicht aber darüber hinaus; selbst die doch auch nordindogermanischen Kelten nahmen sie erst in der späteren Bronzezeit an, und auch dann nur recht spärlich.

Für den Unbefangenen bedarf es keiner langen Erörterung, daß die Sicherheitsnadel nach Griechenland nur von Oberitalien her, wohl eher zu



Abb. 244. Etwa $\frac{1}{4}$. Mykenä.

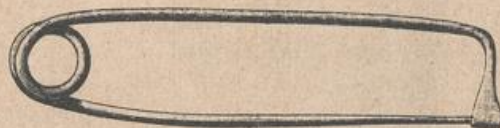


Abb. 245. $\frac{2}{3}$. Mykenä.



Abb. 246. $\frac{1}{3}$. Mykenä.

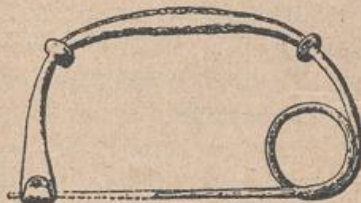


Abb. 247. Assarlik, Karien, Kleinasien.

Abb. 244—247. Italisch-griechische Sicherheitsnadeln.

Wasser als über das Festland hin gelangt sein kann. Von der italischen Urform mit Spirale ist in Griechenland nur ein einziges Exemplar zum Vorschein gekommen, aus einem Kammergrabe der Unterstadt von Mykenä (Textabb. 244), worin zugleich ein Exemplar der Nebenform mit rinnenförmigem Nadelhalter sich befand (Textabb. 245). Und ein dem letzteren gleichendes Stück wurde in der Zeushöhle (Psychrò) des Berges Dikte auf Kreta entdeckt. Von der Nebenform mit spitzovalem Bügel, doch ohne die beiden Bügelknöpfe, wurden zwei Exemplare gefunden, das eine in Mykenä (Textabb. 246), das andere, dem vorigen gleich, in einem Sessengrabe zu Delphi.

Diese fünf Exemplare bilden den ganzen Bestand von Sicherheitsnadeln auf griechischem Boden aus einer Zeit, die der italischen Periode III (um 1400 herum) entspricht. Man halte dagegen die Fülle dieser ältesten Nadeln in Italien, wo sie namentlich in Oberitalien stark vertreten sind, duzendweise. Besonders bezeichnend ist das nur einmalige Erscheinen einer Sicherheitsnadel mit Spiralscheibchen am Nadelhalter in Gesamt-Griechenland, und überhaupt im ganzen Osten; gegenüber ihrem bedeutenden Hervortreten in Oberitalien. Trotz alledem finden sich heute noch in Südeuropa Prähistoriker und natürlich auch klassische Archäologen, diese letzteren gewiß noch viel mehr bei uns, die ohne nähere Kenntnis des Stoffes, aus bloßem Vorurteil, den Griechen die Erfindung der „Sibel“ zuschreiben. Es lohnt nicht, solche Leute bekehren zu wollen; da muß man, wie oft in der Wissenschaft, sobald grundstürzende neue Wahrheiten erkannt werden, auf das Heranwachsen eines neuen, von den alten Vorurteilen noch nicht in dem Maße beherrschten Geschlechtes warten: dann sinken die alten Vorurteile einer „voraussetzungslosen“ Wissenschaft kampflös ins Schattenreich hinab.

Zahlreicher werden die griechischen Sicherheitsnadeln erst, nachdem die dorische Wanderung das Festland und Kreta mit neuen Scharen noch weniger durch nicht indogermanische Beimischung verunreinigter Nordindogermanen erfüllt hat, d. h. als im 12. Jahrhundert die Zeit des geometrischen Stils eintrat. Hierhin gehören die schönen an den Bügelenden

mit je einem Knoten versehenen Bogennadeln, die auf dem Nadelhalter Tierzeichnungen im Dipylonstil aufweisen. Aber noch in spätmykenischer Zeit gehen Sicherheitsnadeln älterer Stufen dieser Art nach Kleinasien hinüber, wie die in Textabb. 247 dargestellte, die in einem Grabe lag, das außerdem noch eine der spätmykenischen Bügelfannen beherbergte.

Diese Bügelfannen (Textabb. 248), die in drei sich ablösenden Gestalten das ganze weitgedehnte Gebiet der spätmykenischen Welt beherrschen, zuerst in langgestreckter, dann in kugelförmiger, zuletzt in niedriger, gedrückter Form, sind nun durch ägyptische Fundorte, wo sie in ihren älteren Formen als Einfuhrstücke neben ägyptischen, zeitlich scharf bestimmten Gegenständen auftreten, wie zu Tell el Amarna und zu Gurob bei Kahun, selbst zeitlich genau festgelegt. Und zwar sind sie dorthin zur Zeit der Könige Amenhotep III. und seines Sohnes Amenhotep IV. gekommen, also rund um 1400 vor Chr.



Abb. 248. Ägypten (nach Flinders Petrie).

Auch die den oben erwähnten Kammergräbern der mykenischen Unterstadt benachbarten und mit ihnen gleichzeitigen anderen Gräber dieser Bauart enthielten die besprochene Art der Bügelfannen.

Schon dieser Umstand zeigt, daß die oberitalischen Sicherheitsnadeln vom Peschieratypus um 1400 nach Griechenland gekommen sind, also im 15. Jahrhundert in Oberitalien entstanden sein müssen.

Die zweite Stufe der italischen Nadeln, die Knotennadeln, die ans Ende der italischen Periode III gehören, übrigens auch noch die folgende Periode erfüllen, müssen also im 14. Jahrhundert aufgetreten sein. Sie sind gleichzeitig, wie wir oben gesehen haben, mit einer bestimmten Art von Griffzungendolchen (Textabb. 249), die auch im Donaugebiet häufig ist und einmal sogar in Schweden erscheint. Sie sind ferner gleichzeitig mit einer Anzahl weiterer italischer Dolche, namentlich solcher, die ich Dolche vom „Peschieratypus“ (Textabb. 250) nennen möchte, die sich von dem vorher besprochenen nur durch die eingeschweifte und mit Längsfurchen versehene Klinge unterscheiden. Die Gleichzeitigkeit dieser Typen beweisen die Funde aus der Terramare von Tarent (Taranto). Weiter fanden sich solche „Peschiera“-Dolche in der erwähnten Zeusöhle auf Kreta und, was für die Zeitbestimmung noch wichtiger ist, auch in dem Kammergrab 96 auf dem Hügel Zafes Papoura bei Knossos auf Kreta. Wenn dieses Grab leider auch fast ganz ausgeplündert

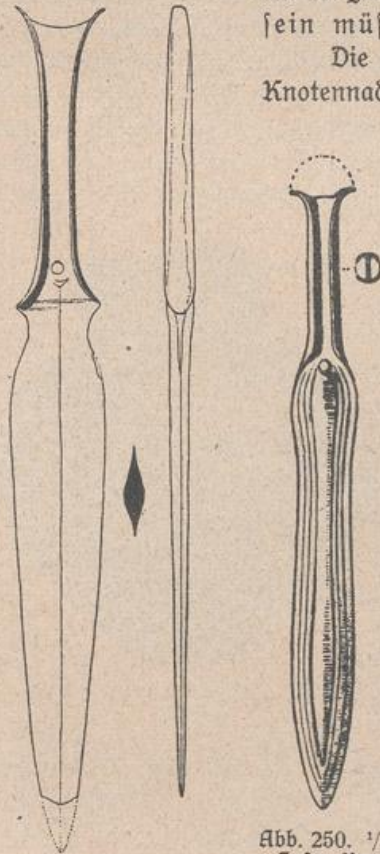


Abb. 249. 1/2. Höhentwiel, Württemberg.

Abb. 250. 1/3. Zafes Papoura, Kreta (nach Evans).

vorgefunden wurde, so zeigt doch der Inhalt des gesamten großen Gräberfeldes, dem es angehört, daß wir hier wiederum die Zeit der italischen Periode III vor uns haben, denn es erscheinen auch hier die bewußten spätmykenischen Bügelfannen alter Form.

Ein weiterer zeitbestimmender Gegenstand, den wir nun zum Schluß ausführlicher behandeln wollen, sind die Griffzungen-Schwerter, die unsere besondere Teilnahme darum erwecken, weil sie ebenso wie die Sicher-

heitsnadeln und die Griffzungen-Dolche als europäische Einfuhr in Griechenland auftreten, ja noch mehr, weil sie ebenso wie die Sicherheitsnadeln und mittelbar auch die Griffzungen-Dolche auf nordisch-germanische Formen zurückgehen. Ja, diese Griffzungen-schwerter sind als Beweise für den germanischen



Abb. 251. $\frac{1}{6}$.
Dahmsdorf, Kr.
Breslau, Schlesien.

Periode II b



Abb. 252. $\frac{1}{2}$.
Kom. Bétés, Ungarn.



Abb. 253.
Templin, Mark
Brandenburg.
Periode II c



Abb. 254. $\frac{1}{6}$.
Mytenä.

Periode III a

Einfluß auf Italien und durch dessen Vermittelung auch auf Griechenland, ja selbst auf Ägypten, insofern vielleicht noch wichtiger, als sie im Gegensatz zu den Sicherheitsnadeln ihre mannigfachen germanischen Formen im Süden unverändert beibehalten.

Wir lernten schon aus der Textabb. 114, der Gesamtübersicht über die hauptsächlichsten Bronzetyphen der germanischen Kultur der Periode II

der Bronzezeit, das allgemeine Aussehen dieser Griffzungenschwerter kennen. Leider gehört, wie vorher schon bemerkt wurde (S. 118), das dort von Montelius gewählte Stück nicht zu den alten Typen der Periode II, sondern ist ein solches aus der Periode III (Textabb. 256). Die germanischen Griffzungenschwerter erscheinen zum ersten Male in der germanischen Periode IIb und zeigen, daß damals der heute regelmäßig längst vergangene Belag der flachen Griffzunge, der aus Holz, Horn, Knochen oder einem andern vergänglichen Stoff gearbeitet war, am halbkreisförmig erweiterten Hestansatz beiderseits nur mit je zwei Nieten befestigt wurde, während die Griffzunge selbst von Nieten frei blieb (Textabb. 251, 252).

In der germanischen Periode IIc erhält der Hestansatz bereits je drei Nieten an jeder Seite (Textabb. 253). Zuweilen kommt jetzt auch nur je ein Niet vor oder noch nach der früheren Weise je zwei Nieten; dafür erhält dann aber auch die Griffzunge ein oder zwei Nieten.

Erst die Periode III bringt solche Griffzungen, bei denen die untere Hest-erweiterung mit je drei, seltener nur zwei Nieten zu beiden Seiten und zugleich die Griffzunge selbst mit drei oder vier Nieten durchlocht ist, wie es das in Textabb. 114 Nr. 22 dargestellte Stück zeigt, das einem jütländischen Mannesgrab entstammt.

Auf die zahlreichen feineren Unterschiede, an denen der Kenner weitere Merkmale zur sicheren Scheidung der Typen und zugehörigen Perioden dieser Schwerter findet, wie Art der Schweifung der Ränder der Griffzunge und der Hesterweiterung, Höhe der Ränder, Kittbelag der Griffzunge, Übergang der Hesterweiterung zur Klinge, Umriß der Klinge, Gestalt der Mittelrippe der Klinge, gehe ich hier nicht ein.

Gegenüber der schon zurückgewiesenen Meinung S. Müllers, daß auch diese Schwerter italischen Ursprunges seien, will ich aus meinen Untersuchungen nur mitteilen, daß von dem Urtypus der Periode IIb aus germanischem Gebiete etwa 45 Exemplare bekannt sind, aus keltischem Gebiete nur 5, und zwar alle aus dem an das germanische Gebiet anstoßenden nördlichen Teile des keltischen Gebietes, und aus dem großen illyrischen Gebiete von Stettin bis nach Serajewo auch nur 7, darunter die beiden in Abb. 251 und 252 wiedergegebenen, endlich aus Italien — nicht ein einziges.

Von den sehr vielgestaltigen Erscheinungen dieser Schwerttypen aus dem folgenden Zeitabschnitt, der Periode IIc, erscheinen auf dem norddeutschen Anteil des Germanengebietes (ohne Schleswig-Holstein), das gegenüber dem dänisch-schleswig-holsteinischen Anteile an Schwertern verhältnismäßig arm ist, allein 17 Stück, im gesamten illyrischen Gebiete, wenn wir alle Lokaltypen mitrechnen, wie z. B. den neuerdings auch in Italien einmal vertretenen reichverzierten Typus von Textabb. 221, im Ganzen gleichfalls 17, in Italien — ganze 2, im übrigen Südeuropa noch keines.

Eines weiteren Beweises dafür, daß der Typus der Griffzungenschwerter ursprünglich ein rein germanischer war, bedarf es nach dieser Statistik nicht mehr.

Erst in der germanisch-italischen Periode III werden diese Schwerter auch in Italien ein wenig häufiger, natürlich nur in der nunmehr in Nord- und Mitteleuropa erreichten Fortentwicklung der Formen. Und wie die vom germanischen Norden empfangenen Sicherheitsnadeln gibt Italien nunmehr sofort auch die germanischen Griffzungenschwerter der Periode III nach Griechenland weiter, wie das altbekannte von Schliemann aus den Trümmern eines auf der Burg von Mykenä gelegenen Hauses hervorgezogene (Textabb. 254) beweist, das ebenso gut in Dorpommern oder Holstein könnte gefunden worden sein. Oder jenes andere gleiche, das später auch zu Mykenä aus einem im Erdboden geborgenen Schatzfunde mit anderen Bronzen mykenischer Zeit zutage trat. Endlich ist von diesem Typus ein Stück auch im östlichen Kreta entdeckt worden, in einem Grabe zu Muliana, das noch ein anderes Griffzungenschwert von einem besonderen Typus enthielt, auf den wir gleich noch zu sprechen kommen.

Vorerst sei nur noch erwähnt, daß von den Griffzungenschwerten nunmehr zwei Exemplare sogar in Ägypten zum Vorschein gekommen sind, beide leider gerade an der Griffzunge verstümmelt und daher zeitlich nicht genau festzulegen; beide jetzt im Berliner Museum befindlich. Da Ägypten keine Bronzeschwerter kennt, so müssen beide Exemplare eingeführt worden sein, möglicherweise von den während des 13. Jahrhunderts von den Inseln des ägäischen Meeres und der Westküste Kleinasiens und Syriens her über Ägypten wiederholt hereinbrechenden kriegerischen Scharen des „Nordens“.

Das erwähnte zweite Schwert aus dem Grabe von Muliana auf Kreta (Textabb. 263) war nun ein solches, das zum Typus der Griffzungenschwerter mit oberem Zungenfortsatz gehört, innerhalb dessen es eine Stufe bereits weit vorgeschrittener Entwicklung darstellt, die wir nach mitteleuropäischer Zeitbestimmung schon in die zweite Hälfte der dritten Periode setzen müssen (IIIb). Denn der Fund eines noch weiter entwickelten derartigen Schwertes in dem „Fürstengrabe“ von Wollmesheim in der Rheinpfalz zeigt neben anderen gleichartigen Einzelfunden solcher Schwerter, daß unser Schwerttypus sogar noch bis in den Anfang der mitteleuropäischen Periode IV hineinreicht. Auch für diese Abart der Griffzungenschwerter hat S. Müller italische Herkunft behauptet, weil — in Dänemark nur ein einziges Stück dieses Typus gefunden worden sei (Textabb. 265). Demgegenüber konnte ich ebenso, wie für die Hauptklasse der Griffzungenschwerter den allgemein und rein germanischen, so für diese Nebenklasse wenigstens den norddeutsch-germanischen Ursprung aufdecken. Vertreter der früheren Stufen dieses Typus gibt es nur in Norddeutschland und einmal auch in Schweden (Textabb. 257—259), während die späteren Stufen (Textabb. 260—265) sowohl

hier, wie besonders im südlichen Mitteleuropa und in Italien erscheinen, ein paar Mal sogar in Griechenland und auf Kreta (Textabb. 263. 264).

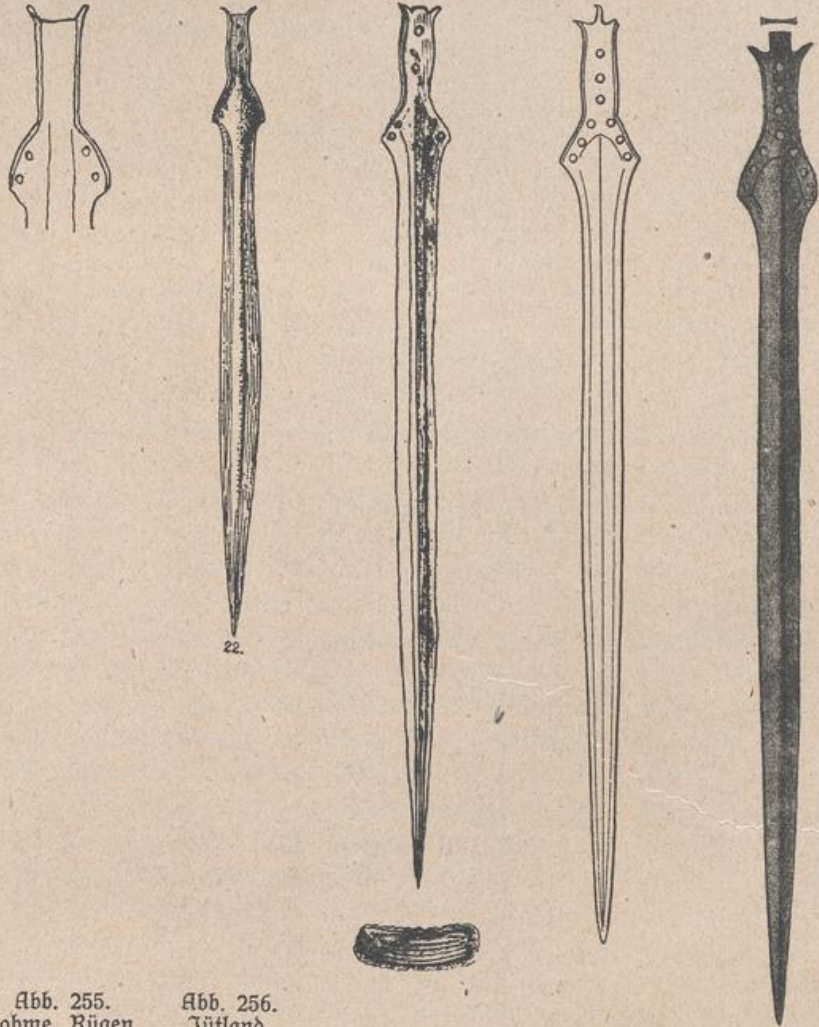


Abb. 255. Lohme, Rügen. Periode II. Abb. 256. Jütland. Periode IIIa.

Hauptklasse der Griffzungen-schwerter.

Abb. 257. $\frac{1}{6}$. Siems bei Lübed.

Abb. 258. $\frac{1}{6}$. Spandau.

Abb. 259. $\frac{1}{6}$. Nerike, Schweden.

Entwicklung des Griffzungen-schwertes mit oberem Zungenfortsatz. I

Kommen wir zum Schlusse noch einmal auf die chronologische Frage zurück, so haben die Funde aus dem ägäischen Kulturkreise meine Ansicht über das Verhältnis der Perioden II und III in Mittel- und Nordeuropa einerseits, in Italien andererseits durchaus bestätigt. Der Fund aus der Ter-

ramare von Tarent (S. 124) im Vergleich mit zahlreichen anderen Sunden verweist die zweite Stufe der italischen Sicherheitsnadel (Knotennadel) nebst dem Typus des Peschieradolches und damit die italische Periode IIIb und ebenso die germanische Periode IIIa ins 14. Jahrhundert vor Chr. Andere Sunde



Abb. 260. $\frac{2}{3}$ s.
Sucinèr See,
Prov. Aquila,
Mittelitalien.



Abb. 261. $\frac{1}{2}$ s— $\frac{1}{4}$ s.
Goplofee, Prov. Polen.

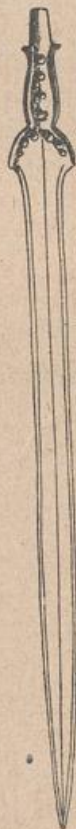


Abb. 262.
 $\frac{1}{8}$ s. Donau
bei Ofen.



Abb. 263.
Mulliana,
Kreta.



Abb. 264.
Mykenä.



Abb. 265. $\frac{1}{4}$ s.
Dänemarf.

Entwicklung des Griffzungenwertes mit oberem Zungenfortsatz. II.
Koslinna, Deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl.

ermöglichen uns, die Entstehung der italischen Sicherheitsnadel dem 15. Jahrhundert vor Chr. zuzuweisen (italisch III a), eben dahin also auch den Zeitabschnitt, worin die zweite Stufe der germanischen Sicherheitsnadel sich entwickelt (germanisch II c). Demnach kann die noch vorausliegende Urstufe der germanischen Sicherheitsnadel und die ihr gleichzeitige germanische Periode II b nur ins 17. Jahrhundert gehören.

Um die Unterschiede ganz klar hervortreten zu lassen, die zwischen Montelius und mir obwalten in der Beurteilung sowohl der relativen wie der absoluten Zeitbestimmung innerhalb der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit und der italischen Bronzezeit, lasse ich hier eine Übersicht über die Periodenteilung und die Jahrhundertbestimmung der Bronzezeit folgen, wie sie von Montelius und wie sie von mir vorgenommen worden sind.

I. Nach Montelius.

Germanische Bronzezeit	Italische Bronzezeit
Periode I. 1800—1500	I. 1850—1625
„ II. 1500—1300	II. 1625—1500
„ III. 1300—1100	III. 1500—1325
„ IV. 1100—1000	IV. 1325—1225
„ V. 1000—750	V. 1225—1125
	} Früheste Eisenzeit

II. Nach Kossinna.

Mittel- und Nordeuropa	Oberitalien
Periode I. 2300—1750	I. 2300—1750
„ IIa und IIb. 1750—1550	II. 1750—1550
„ IIc. 1550—1400	
„ IIIa. 1400—1300	III. 1550—1300
„ IIIb. 1300—1150	IV. 1300—1100
„ IV. 1150—1000	V. 1100—1000
„ V. 1000—750	
Früheste Eisenzeit: seit 750	} Früheste Eisenzeit: seit 1000

Mit einigem Stolze kann die Wissenschaft der europäischen Vorgeschichte die Höhe und Güte ihrer Ergebnisse auf dem Gebiete der Zeitbestimmung betrachten und wir, die Angehörigen der germanischen Völkergruppe, insonderheit, denn es sind und waren ausschließlich germanische Forscher, die den jetzigen hohen Standpunkt des Wissens erreicht haben. Die Palme gebührt hier ohne Widerrede dem Schweden Oscar Montelius. Die vorstehenden Erörterungen haben zwar gezeigt, daß wir noch nicht ganz an dem Ziele einer für alle Länder Europas giltigen, einer endgiltigen Zeitbestimmung der letzten beiden Jahrtausende vor Chr. angelangt sind. Allein was noch dazu fehlt, was noch nicht ganz übereinstimmend beurteilt wird in dem hier zum Urteile berufenen, leider noch verschwindend kleinen Kollegium, das ist gering gegenüber dem, was die letzten Jahrzehnte errungen haben.

Wie war es denn vor jenen noch nicht achtzig Jahren, als das Dreiperiodensystem der wissenschaftlichen Welt als wissenschaftliche Erkenntnis zuerst dargereicht wurde? Da wagte man noch nicht, die germanische Bronzezeit über die Epoche der geschichtlichen Überlieferung hinaus in eine zunächst nebelhafte Vorzeit zu verlegen, sondern setzte sie mit dem ersten halben Jahrtausend nach Chr. gleich (oben S. 45). Dieser erste Mißgriff, mit dem die ernste Forschung in Schwerin wie in Kopenhagen einsetzte, wurde alsbald zu einer schweren Schädigung des fortschreitenden Erkennens, namentlich in Deutschland, denn der deutschen Geschichtsforschung war es doch bekannt genug, daß die Germanen der augusteischen, ja schon der cäsarischen Zeit nicht mehr auf der Stufe einer Bronzezeit standen. Und so wurde die zu späte Ansetzung des Bronzealters der erste Anlaß, daß die Lehre des Dreiperiodensystems in Deutschland jahrzehntelang aufs heftigste bekämpft wurde. In Dänemark hielt man nur aus dem Grunde, daß dort die Hinterlassenschaft des Bronzezeitalters in ihrer Gesamtmasse ein erdrückendes Übergewicht besaß gegenüber der Hinterlassenschaft aus der frühen Eisenzeit, an der verkehrten Ansetzung der Bronzezeit noch jahrzehntelang fest, als die deutsche Vorgeschichtsforschung längst zu verbesserten Ansichten durchgedrungen war. Dehnte doch Worsaae, der Vorgänger S. Müllers als Direktor des dänischen Nationalmuseums, im Jahre 1843 die Dauer der dänischen Bronzezeit gar bis ins 9. Jahrhundert nach Chr. aus! Und noch im Jahre 1865 war er mit dem Ende der Bronzezeit erst bis ins 3. Jahrhundert nach Chr. zurückgegangen. Ja, der Erforscher der berühmten großen Moorfunde der frühen Völkerwanderungszeit in Schleswig und Sünen, der Däne Engelhardt, hatte noch 1878 dieselbe Meinung über das absolute Alter der Bronzezeit und hielt hieran bis zu seinem Tode fest (1881).

Wie anders demgegenüber unser trefflicher Lisch in Schwerin. Mit einer Art seherischer Schauenskraft sprach er schon 1863 auf einer Versammlung von Altertumsforschern seine Meinung dahin aus, daß ein mecklenburgisches

Hügelgrab der mittleren Bronzezeit — es war das von Pedatel bei Penzlin — wegen der meerblauen Glasperlen, die es enthielt, in die Zeit um 1000 vor Chr. zu verlegen sei. Es handelte sich um ein Grab der Periode III und somit hat Tisch hier, vor mehr als einem halben Jahrhundert schon, nur um 300 Jahrhunderte zu niedrig gegriffen, genau so wie es Montelius in seinem epochemachenden Werke über die „Zeitbestimmung innerhalb des Bronzealters“ 1885 auch noch tat.

Epochemachend war dieses Werk von Montelius für alle Zeiten durch die Mitteilung der einzigen und zugleich unfehlbaren Methode, wie man für die vorgeschichtlichen Zeiten zu einer relativen und weiter zu einer absoluten Zeitbestimmung kommen kann. Außerdem aber durch den Beweis, den es dafür gab, daß sowohl der Beginn der Bronzezeit, wie die einzelnen Perioden, wenigstens der älteren und der mittleren Bronzezeit, in Gesamt-Europa ziemlich gleichzeitig eingetreten und verlaufen sein müssen. Den schlagendsten Punkt dieses Beweises bilden die wenn auch seltenen, doch immerhin für unsere Erkenntnis in genügender Zahl auftretenden Einfuhrstücke aus fremden Kulturgebieten, etwa italische in Skandinavien, norddeutsch-germanische in Frankreich oder in der Schweiz, ungarische in Norddeutschland usw. Stets erscheinen solche Fremdkörper im Auslande in genau derselben Periode, in der ihre brüderlichen Verwandten, die daheim geblieben waren, festgestellt werden konnten.

Nunmehr war der Forschung Weg und Ziel gewiesen, und es bedurfte nur noch des eindringendsten Fleißes im Studium der Kulturen aller Länder nach dem Vorbilde, das Montelius für Skandinavien gegeben hatte, um zu immer umfassenderen, immer genaueren und immer mehr übereinstimmenden Ergebnissen zu kommen, wie wir dies vorher kennen gelernt haben.

Mit Bedacht sagte ich soeben, daß die Perioden der älteren und mittleren Bronzezeit in annähernder Übereinstimmung für ganz Europa, immer abgesehen von Griechenland, verlaufen wären. Anders steht es dagegen, wie auch aus der Übersicht der bronzealterlichen Zeitbestimmung (S. 130) zu ersehen ist, mit dem Ausgang der Bronzezeit. Dieser Ausgang der Bronzezeit ist gleichbedeutend mit dem Einsetzen der frühesten Eisenzeit. So werden wir mit der Erörterung dieser Frage passend das nächste Kapitel beginnen.